

Nr. 3848 Kriegsnummer 139. Preis 1 Mark.

Kriegschronik.

21. Februar 1917 (Fortsetzung).

Im Hauptausschuß des Reichstages sprach der Staatssekretär des Auswärtigen Amts seine feste Zuversicht aus, daß wir durch die Anwendung der U-Bootwaffe das vorgesetzte Ziel erreichen werden. Der Staatssekretär des Reichsmarineamts betonte, daß die Erwartungen, die die Marine auf den uneingeschränkten U-Bootkrieg gesetzt hat, nicht nur erfüllt, sondern übertroffen worden seien. Sehr erfreulich sei, daß keine Veranlassung vorliege, mit dem Verlust auch nur eines Bootes seit Beginn des uneingeschränkten U-Bootkrieges zu rechnen.

22. Februar 1917.

Südlich von Armentières drangen mehrere englische Kompagnien in unsere Stellung; kraftvoller Gegenstoß warf sie sofort hinaus. Bei Säuberung der Gräben wurden 200 tote Engländer gezählt, 39 Mann gefangen zurückgeführt.

Südwestlich von Riga und am Südufer des Naroczsees scheiterten Unternehmungen russischer Abteilungen bis Kompagniestärke.

Östlich des Wardar versuchten sich Engländer vor unserer Stellung einzunisten; sie wurden im Handgranatenkampf vertrieben.

Eins unserer U-Boote hat am 17. Februar im Mittelmeer den italienischen Truppentransportdampfer „Minas" (2254 Br.-R.-T.) durch Torpedoschuß versenkt. Der Dampfer hatte 1000 Mann Truppen, eine große Ladung Munition und Gold im Werte von 3 Mill. M für Saloniki an Bord. Die Besatzung des Dampfers und sämtliche an Bord befindlichen Truppen sind umgekommen mit Ausnahme von zwei Mann, die von dem U-Boot gerettet wurden.

23. Februar 1917.

Bei Zwyzyn, östlich von Zloczow, drangen unsere Stoßtrupps in die russische Stellung und kehrten nach Sprengung von 4 Minenstollen mit 250 Gefangenen, dabei 3 Offizieren, und 2 Maschinengewehren zurück.

Unsere Sicherungsposten wiesen in der Serethniederung bei Corbul den Angriff mehrerer russischer Kompagnien ab.

Der Reichstag hat die angeforderten Kriegskredite von 15 Milliarden Mark in allen drei Lesungen gegen die Stimmen der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft angenommen.

24. Februar 1917.

Im Sommegebiet haben die Engländer einzelne von uns aufgegebene verschlammte Stellungsteile besetzt. In der Champagne griffen die Franzosen abends und nachts die von uns am 15. Februar gewonnenen Linien südlich von Ripont an. Die Angriffe sind gescheitert. Auf dem Westufer der Maas drang eine feindliche Abteilung nordöstlich von Avocourt in einige unserer vorderen Gräben. Durch sofort einsetzenden Gegenstoß sind sie gesäubert und Gefangene einbehalten worden.

Der französische Marineminister gibt die Versenkung des Postdampfers „Athos" bekannt. Er wurde im Mittelmeer torpediert. An Bord befanden sich Senegalschützen, die nach Frankreich gebracht werden sollten. Der Dampfer „Athos" gehörte den Messageries Maritimes und maß 12644 Brutto-Registertonnen.

25. Februar 1917.

Südlich von Ypern sowie zwischen Armentières und Arras wurden mehrere, zeitweilig nach starkem Feuer einsetzende Vorstöße der Engländer abgewiesen. Erkundungsaufträge führten unsere Stoßtrupps westlich von Liévin bis tief in die feindliche Stellung, in der Gefangene gemacht und Zerstörungen vorgenommen wurden.

In der Nacht vom 23. zum 24. Februar ist ein französisches Luftschiff durch Abwehrfeuer im Walde bei Woelferdingen, westlich Saargemünd, brennend zum Absturz gebracht. Beim Aufschlagen auf den Erdboden explodierte die mitgeführte Abwurfmunition. Die gesamte, 14 Mann betragende Besatzung ist tot.

Im Görzischen griffen im Abschnitt von Vertoiba einige italienische Kompagnien die k. u. k. Stellungen an. Dem Feinde gelang es, in die vorderste Linie einzudringen. Abteilungen des bewährten k. k. Landsturm-Infanterieregiments Nr. 2 warfen ihn jedoch vollständig heraus und fügten ihm schwere Verluste zu.

Im Monat Januar sind 170 feindliche Handelsfahrzeuge von insgesamt 336000 Br.-R.-T. durch Kriegsmaßnahmen der Mittelmächte verlorengegangen, davon sind 91 Fahrzeuge mit 245500 Br.-R.-T. englisch. Außerdem sind 58 neutrale Handelsfahrzeuge mit 103500 Br.-R.-T. wegen Beförderung von Bannware zum Feind versenkt worden. Der Monatsverlust beträgt also insgesamt 228 Fahrzeuge mit 439500 Br.-R.-T. Seit Kriegsbeginn sind somit 4357500 Br.-R.-T. feindlicher Schiffsraum verlorengegangen, davon sind 3314500 Br.-R.-T. englisch. Ferner sind von den Seestreitkräften der Mittelmächte 459 neutrale Schiffe mit 641000 Br.-R.-T. wegen Bannwarenbeförderung versenkt oder als Prise verurteilt worden.

Die Türken haben die seit einem Jahre gehaltenen vorgeschobenen Stellungen bei Kut el Amara und östlich und westlich davon geräumt. Die Engländer besetzten die Stadt.

26. Februar 1917.

Südlich von Cernay in der Champagne griffen die Franzosen vergeblich an.

In zahlreichen Luftkämpfen verloren die Gegner gestern 8 Flugzeuge.

Südlich von Brzezany schlug ein Teilangriff der Russen fehl. Wie am Vortage mißlang ein mit starken Kräften geführter russischer Angriff nördlich des Tartarenpasses.

In der Nacht vom 25. zum 26. Februar stießen Teile unserer Torpedostreitkräfte unter Führung der Korvettenkapitäne Tillessen und Albrecht (Konrad) in den Englischen Kanal bis über die Linie Dover-Calais und in die Themsemündung vor. Die im Kanal gestellten englischen Zerstörer wurden nach heftigem Artilleriegefecht zersprengt; mehrere von ihnen wurden durch Treffer beschädigt und gingen weiteren Kämpfen durch schleunigen Rückzug aus dem Wege. Unsere Boote erlitten keine Verluste oder Beschädigungen. Im übrigen wurde in diesem Gebiete vom Gegner nichts gesichtet. Ein anderer Teil unserer Torpedoboote drang, ohne irgendwelche Bewachung anzutreffen, bis nach Nord-Foreland und in die Downs vor. Die militärischen Küstenanlagen bei Nord-Foreland, die dahinterliegende Stadt Margate sowie einige dicht unter Land zu Anker liegende Fahrzeuge wurden mit beobachtetem guten Erfolge unter Feuer genommen. Handelsverkehr wurde nicht angetroffen. Auch diese Boote sind vollzählig und unbeschädigt zurückgekehrt.

Der Passagierdampfer der Cunardlinie „Laconia" (18099 Br.-R.-T.), der von Neuyork kam, wurde torpediert.

27. Februar 1917.

Von zahlreichen Vorstößen der Engländer gegen unsere Front zwischen Ypern und Somme gelangte nur einer in unsere Gräben. Der östlich von Arras eingedrungene Feind wurde durch Gegenstoß geworfen.

28. Februar 1917.

Westlich von Bailly an der Aisne wurde eine unserer Flußsicherungen von den Franzosen überrumpelt; durch Gegenstoß kam die Postenstellung und die bereits gefangene Besatzung wieder in unsere Hand. Auf dem linken Maasufer scheiterten französische Teilangriffe, die nach starkem Feuer nachts gegen unsere Gräben nordöstlich von Avocourt vorbrachen.

Beiderseits der Valeputnastraße im Südteil der Waldkarpathen brachte ein gut vorbereiteter, forsch durchgeführter Angriff unsere Truppen in Besitz mehrerer russischer Höhenstellungen. 12 Offiziere, über 1300 Mann wurden gefangen, 11 Maschinengewehre und 9 Minenwerfer erbeutet. Die genommenen Linien wurden gegen mehrere nächtliche Gegenangriffe gehalten.

Im Cernabogen griffen die Italiener die von uns am 12. Februar gewonnenen Höhenstellungen östlich von Paralovo nach ausgiebiger Feuervorbereitung mit starken Kräften an. Der Angriff brach verlustreich zusammen, kein Fußbreit Bodens ging uns verloren.

1. März 1917.

Auf beiden Ancre-Ufern ist vor einer Reihe von Tagen aus besonderen Gründen ein Teil unserer vorderen Stellungen freiwillig und plangemäß geräumt und die Verteidigung in eine andere vorbereitete Linie gelegt worden.

Nach starkem Feuer griffen in den gestrigen Morgenstunden die Engländer bei Le Transloy und Sailly an. Der Angriff scheiterte bei Le Transloy vor dem Hindernis, bei Sailly, wo er auch nachts wiederholt wurde, im Nahkampf. Eingedrungener Feind wurde im Gegenstoß geworfen; an zwei räumlich eng begrenzten Stellen sind englische Schützennester entstanden.

Nördlich der Valeputnastraße griff der Russe am Morgen nochmals die von uns genommenen Stellungen vergeblich an. Am Slanio- und Oitoztal wurden kleinere Vorstöße, auf den Höhen zwischen Susita- und Putnatal Angriffe stärkerer Kräfte abgewiesen.

Im Sperrgebiet des Mittelmeeres wurden von unseren U-Booten versenkt: Am 17. Februar südlich von Malta ein vollbeladener, ostwärts steuernder Transportdampfer von etwa 9000 t, am 23. Februar ein vollbesetzter, von Begleitfahrzeugen gesicherter Truppentransportdampfer von etwa 5000 t, am gleichen Tage ein beladener, ebenfalls begleiteter Transportdampfer von etwa 5000 t, am 24. Februar der bewaffnete Truppentransportdampfer „Dorothy" von 4494 t mit etwa 500 Mann Kolonialtruppen-Artillerie und Pferden an Bord. Ein Teil der Truppen ist ertrunken. Außerdem wurden von unseren U-Booten in den letzten Tagen im Mittelmeer noch 13 Fahrzeuge mit insgesamt 25166 t versenkt, darunter der italienische Dampfer „Oceania" (4217 t) mit Weizen von Amerika nach Italien, der versteckt bewaffnete englische Dampfer „Corso" (3264 t) mit 5000 t Manganerz, Leinsamen und Baumwolle von Bombay nach Hull, der bewaffnete italienische Dampfer „Prudenza" (3307 t) mit Mais von Argentinien nach Italien, der schwedische Dampfer „Skogland" (2903 t) mit Kohle von Norfolk nach Neapel, der griechische Dampfer „Priconisos" (3537 t) auf dem Wege von Saloniki nach Algier.

2. März 1917.

Zwischen Ypern und Arras blieben mehrere Erkundungsvorstöße des Feindes ohne Erfolg. Gegen unsere Gräben östlich und südöstlich von Souchez drangen nach lebhaftem Feuer starke englische Abteilungen vor; sie wurden abgewiesen. Im Nahkampf blieben 20 Gefangene mit einem Maschinengewehr in unserer Hand. Im Ancregebiet und bei Säuberung der Engländernester bei Sailly wurden 30 Gefangene und 3 Maschinengewehre eingebracht.

Auf dem Ostufer der Narajowka brachte ein Vorstoß unserer Sturmtrupps vollen Erfolg. In der russischen Stellung wurden Minenstollen gesprengt, 1 Offizier, 170 Mann gefangen und je 3 Maschinengewehre und Minenwerfer erbeutet. In fünfmaligem, sehr verlustreichem Ansturm versuchten die Russen die Höhen nördlich der Valeputnastraße wiederzunehmen. Die Angriffe sind sämtlich vor unseren Stellungen zusammengebrochen.

Ein Handschreiben Kaiser Karls enthebt den Feldmarschall Conrad v. Hötzendorf unter Verleihung des Großkreuzes des Maria-Theresien-Ordens behufs Verwendung in anderer wichtiger Stellung von dem Posten als Chef des Generalstabes. Ein weiteres kaiserliches Handschreiben ernennt den Freiherrn Arz v. Straußenburg zu seinem Nachfolger.

3. März 1917.

Vor Tagesanbruch versuchten starke Erkundungsabteilungen der Engländer bei Hulluch und Liévin, in den Abendstunden an anderen Stellen der Artoisfront kleine Trupps in unsere Gräben zu dringen; sie sind überall zurückgeschlagen worden. Auf beiden Ancre-Ufern spielten sich wieder heftige Infanteriegefechte ab, bei denen der Feind neben blutigen Verlusten 60 Gefangene und 8 Maschinengewehre einbüßte. An der Aisne und in der Champagne scheiterten Vorstöße der Franzosen gegen einige unserer Gräben.

Bei Woronczyn, westlich von Luzk, brachen Sturmtrupps in 2½ km Breite etwa 1500 m tief in die russische Stellung vor und kehrten nach Zerstörung von Unterständen mit 122 Gefangenen und 4 Maschinengewehren zurück. Bei dem Vorstoß östlich der Narajowka hat sich die Gefangenenzahl auf 3 Offiziere, 276 Mann, die Beute auf 7 Maschinengewehre erhöht.

Im Laufe des Monats Februar brachten wir 4900 Gefangene, 89 Maschinengewehre und 30 Minenwerfer ein.

4. März 1917.

Gestern abend zerstörten Abteilungen des Infanterieregiments Nr. 24 und des k. k. Landwehr-Infanterieregiments Nr. 20 eine Sappe und die Vorstellungen des Feindes nächst Ober-Vertoiba und brachten 47 Gefangene und 2 Maschinengewehre ein. Das österreichisch-ungarische Artilleriefeuer vernichtete ein italienisches Munitionsdepot bei Podsabotin.

5. März 1917.

Nördlich der Somme griffen die Engländer nach starkem Feuer südlich des St-Pierre-Vaast-Waldes an. Nach hartem Kampf blieb ein Grabenstück am Wege Bouchavesnes-Moislains in ihrer Hand; im übrigen wurden sie zurückgeworfen.

Auf dem Ostufer der Maas nahmen unsere Truppen die französische Stellung am Caurièreswalde in etwa 1500 m Breite im Sturm und wiesen nächtliche Gegenstöße ab. Auch an der Südostecke des Fosseswaldes wurde den Franzosen ein wichtiger Geländepunkt entrissen. Neben den blutigen Verlusten büßte der Feind 6 Offiziere, 572 Mann an Gefangenen, 16 Maschinengewehre und 25 Schnelladegewehre an Beute ein.

In sehr zahlreichen Luftkämpfen verloren die Gegner gestern 18 Flugzeuge, eins durch Abschuß von der Erde; unser Verlust beträgt 4 Flugzeuge.

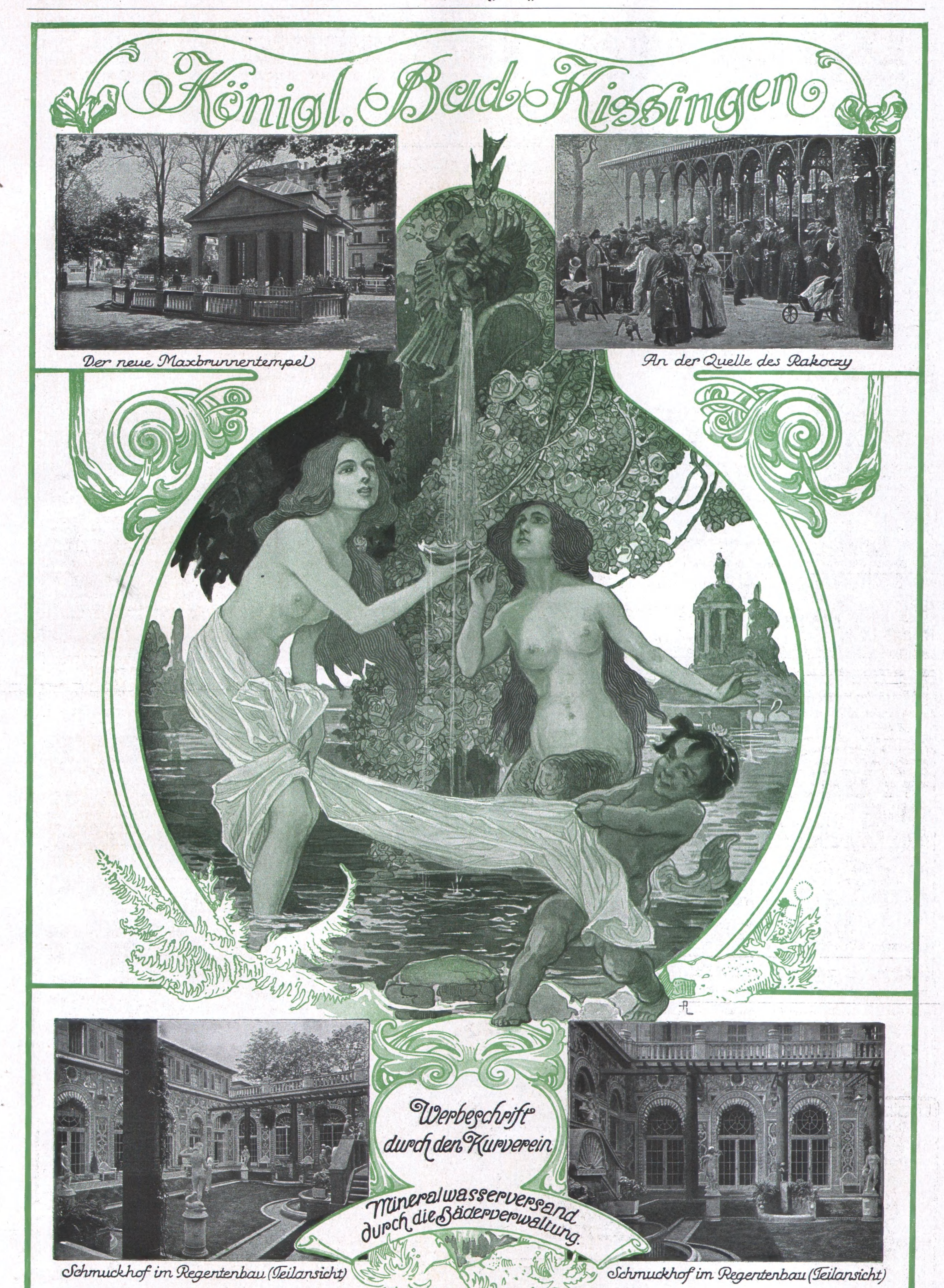
6. März 1917.

Auf dem rechten Somme-Ufer griff der Engländer östlich von Bouchavesnes nach Trommelfeuer erneut an. Sein Angriff wurde abgewiesen, ein weiterer durch unser Vernichtungsfeuer vereitelt.

Ein Nachtangriff der Russen gegen unsere Stellungen südlich von Brzezany scheiterte.

An den Osthängen des Kelemengebirges im Südteil der Waldkarpathen wurden mehrere russische Kompagnien, die nach lebhaftem Feuer unsere Stellungen angriffen, zurückgewiesen.

Nummer 3818. 148. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1–7.



Der neue Maxbrunnentempel

An der Quelle des Rakoczy

Schmuckhof im Regentenbau (Teilansicht)

Schmuckhof im Regentenbau (Teilansicht)

BASSE & SELVE

ALTENA /WESTF./

Telegrammadresse: Selve Altenawestfalen

GIESSEREIEN
WALZWERKE
DRAHTZIEHEREIEN
in allen Metallen und deren Legierungen

NICKEL- UND KOBALTHÜTTE

FABRIKATE ALLER METALLE
für die Motoren-, Flugzeug- und Kraftwagenindustrie in Blechen, Drähten, Rohren, Stangen usw.

ALUMINIUM-FASSONGUSS
für Motoren-, Vergaser-, Pumpengehäuse usw.

KÜHLERRÖHRCHEN

EISEN-FASSONGUSS
für Cylinder, roh, od. fertig bearbeitet.

ALUMINIUM-KOLBEN
leichtestes Gewicht bei grösster Betriebssicherheit

B&S

SELVE FLUGMOTOR

1⅓ kg./PS. Konstruktionsgewicht

Zuschriften betreffend: Flugmotoren und Aluminiumkolben an Abteilung: „F. T. A." erbeten.

Neu erschienen 151.—165. Tausend
Ladenpreis 50 Pfennig

Agfa PHOTO-HANDBUCH

130 Seiten lehrreicher Text:
Rezepte, Tabellen, Gutachten, praktische Winke für Negativ- wie Positivprozeß, für Tageslicht- wie Blitzlichtphotographie, für Fachleute wie Amateurphotographen

Ausgezeichnete Bilder, Preisanhang für

„Agfa"

-Platten, -Filmpacks, -Rollfilme, -Belichtungstabellen, -Entwickler, -Hilfsmittel, -Blitzlichtartikel

Bezug durch Photohändler

„Agfa", Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin SO 36

Hauptziehung

V. Klasse
vom 11. April bis 3. Mai
170. Königl. Sächs.
Landes-Lotterie
(in Österreich-Ungarn verboten)
39 600 Gewinne im Gesamtbetrag von

16,649,200 M.

Hauptgewinne ev. **800 000 „** spez. **500 000 „** Pr. **300 000 „** **200 000 „** Plan frei.

Lose	1/10	1/5	1/2	1/1
	M. 25.-	50.-	125.-	250.-

empfehlen und versenden auch unter Nachnahme

Ad. Müller & Co.
Leipzig, Brühl 10/12.

MARASCHINO

EINZIG IN DER WELT,



LUXARDO ZARA

DALMATIEN, Oesterreich

Die Pfaff-Nähmaschinen

sind unübertroffen hinsichtlich Güte, Leistungsfähigkeit, Dauerhaftigkeit und unbedingter Zuverlässigkeit.



Über eine Million im Gebrauch
Niederlagen in allen größeren Plätzen

G. M. PFAFF, KAISERSLAUTERN
Nähmaschinen-Fabrik
Gegründet 1862

Sammetweiche Haut

erreicht man durch: **KREM TERAS**
Nicht fettend! Ist unerreicht
In Tuben und Töpfen Mk. 1.50 u. 2.75. Überall erhältlich.
Max Schwarzlose, Königl. Hoflieferant, Berlin C. 2.

Deutschland braucht Männer,

die fähig sind, an dem großen wirtschaftlichen Wettstreit teilzunehmen, der eine unbedingte Folge des Weltkrieges sein muß u. eine tiefgreifende Änderung unseres gesamten wirtschaftlichen Lebens herbeiführen wird.

Überall werden
gebildete u. leistungsfähige
Mitarbeiter gesucht
sein. Beamte, Lehrer, Angestellte des Handels u. der Industrie sollten nicht versäumen, jetzt ihre Vorbereitungen zu treffen. Das beste Mittel, rasch u. gründlich, ohne Lehrer, d. einfachen Selbstunterricht auf ein Examen vorzubereiten, die Einj.-Freiw.-Prüf. u. das Abitur.-Examen nachzuholen und die fehlenden kaufm. Kenntnisse zu ergänzen oder eine vortreffl. Allgemeinbildung sich anzueignen, bietet die **Selbstunterrichtsmethode „Rustin". Ausführl. 60 S. starke Broschüre kostenlos.**

Bonness & Hachfeld, Potsdam,
Postfach 284

Umtausch oder Geld zurück!

Eine vollendete edle Büstenform erhält jede Dame durch meinen praktisch konstruierten

Büstenhalter „Nova"

unentbehrlich für Damen mit kleiner, unentwickelter Büste.

Paßt sich jeder Größe an ohne unbequeme Schnallen, Stäbchen oder Verstellbänder. Er beseitigt leicht jede unschöne Haltung und bringt die Büste zur natürlichen Entfaltung einer schönen vollen u. festen Form. Taillenweite erbeten. „Nova" ersetzt außerdem eine elegante Untertaille.

Preis Mk 8,30 und Mk. 9,80 aus Seide gefertigt. / Versand gegen Nachnahme oder Vorauszahlung.

Versandhaus „HERMA",
Braunschweig B. 61, Hohetorwall 2.
Leiterin: Frau Anna Nebelsiek.

Dietrich's Musik Schatz
Musikalische Bibliothek
beliebter klassischer und moderner Kompositionen aller Art.
Preis jeder № -.25 Pf.
Verzeichnisse kostenlos
Otto Dietrich, Leipzig Musik-Verlag

Stuhlverstopfung—Stuhlträgheit

Ursachen, Folgen u. gründliche Beseitigung dieser Leiden ohne schädliche Abführmittel. Diesbezügliche, belehrende Broschüre von Dr. med. Coleman gegen Einsendung von 30 Pfennig in Briefmarken für Unkosten.

Puhlmann & Co., Berlin 416, Müggelstrasse 25 a.

Blendend weisse Zähne durch:

Zahnwohl
Feinste Pfefferminz Zahncreme

Tube 0.70 u. 1.20

C. Schmittner
Berlin-Wilmersdorf
Babelsbergerstrasse 2

Zu haben in allen einschlägigen Geschäften

Illustrirte Zeitung

Nr. 3848. 148. Band.



In einem österreichisch-ungarischen Schützengraben an der Front in Wolhynien während eines russischen Gasangriffs.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Theo Matejko.

Das deutsche Geldwesen in der Kriegszeit. / Von W. Aichele, Gera-Reuß.

Die Ergebnisse der deutschen Kriegsanleihen sind Marksteine unserer finanziellen Kraft und haben denjenigen Schriftstellern recht gegeben, die, nicht ohne Widerspruch derer, die solchem Optimismus skeptisch gegenüberstanden, es gewagt hatten, das deutsche Volksvermögen und das Volkseinkommen in einer Höhe abzuschätzen, die die bisherigen Berechnungen weit übertrafen. Man sprach von einem „reichen Deutschland" (Steinmann-Bucher 1914). Im Jahre 1913 hatte Helfferich anläßlich des Kaiser-Jubiläums das Volksvermögen auf 310 Milliarden, Ballod auf 331 Milliarden, 1914 Steinmann-Bucher auf 376—397 Milliarden geschätzt, während Schmoller noch im Jahre 1908 mit seiner Schätzung nicht über 200 Milliarden Mark glaubte gehen zu dürfen. Da lieferte der Krieg mit der finanziellen Mobilmachung die Belastungsprobe. In der Tat haben die durch die Kriegsanleihen vom deutschen Volk aufgebrachten Mittel selbst die höchstgespannten Erwartungen hinter sich gelassen; bei jeder neuen Anleihe ist die Höhe der Milliardensummen ebenso staunenswert und erfreulich wie die rasche und glatte Abwicklung der Zahlungen selbst. Die Flüssigkeit und Leichtigkeit des Geldkapitals, die sich in dieser Erscheinung äußert, läßt auch für die sechste Kriegsanleihe das Beste hoffen.

Suchen wir uns an der Hand eines Wochenausweises der Reichsbank die überragende Tätigkeit dieses Institutes im Dienste des deutschen Geldwesens kurz zu veranschaulichen. Nach dem Stand vom 30. Dezember 1916 betrug der Notenumlauf 8054 Mill. ℳ und hat damit den höchsten Stand in der Geschichte der Bank erreicht. Diese Rekordziffer ist inzwischen bereits durch eine neue von 8,2 Milliarden im Februar d. J. geschlagen. Die Ansprüche des Reichs und der Heeresverwaltung lassen die gewaltige Steigerung des Notenumlaufs in der Kriegszeit erklärlich erscheinen. Mit Ausbruch des Krieges bis Ende August 1916 hat diese bei der Deutschen Reichsbank 4208 Mill., bei der Bank von Frankreich 7890 und bei der Russischen Staatsbank 11 507 Mill. ℳ betragen. Man sieht hieraus zugleich, wieviel mehr die beiden feindlichen Länder die Notenpresse in Bewegung setzen.

Wir sind in Deutschland in den tatsächlichen Zustand der **Papiergeldwirtschaft** eingetreten, ohne jedoch unter den üblen Folgen einer solchen zu leiden, wie sie in Theorie und Praxis als notwendige Begleiterscheinung bekannt und gefürchtet sind. Die Ursache liegt auf der Hand. Überall, wo sich diese Schädigungen bisher in der Geschichte des Papiergeldes gezeigt hatten, war dieses ungedeckt, bestand also keine spezielle Deckung für das ausgegebene Papiergeld in Gold, beim Staatsschatz, in der Zentralbank oder im Ausland hinterlegt. Die darauf erfolgende Minderbewertung des Papiergeldes gegenüber dem Gold, Disagio genannt, verriet das mangelnde Vertrauen in die endgültige Einlösung des Papiergeldes, in die Fähigkeit und den guten Willen des Papiergeldschuldners, seinen Verbindlichkeiten gerecht zu werden. So litt bekanntlich Österreichs Papierwährung trotz der im ganzen geordneten Verwaltung, bis in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit der Prägung von Goldkronen begonnen wurde und diese dann endlich in genügender Menge dem Verkehr zur Verfügung standen. Unser deutsches Papiergeld, d. h. die Reichsbanknoten, beruht auf dem starken Grundstock des Goldvorrates der Bank, ist nach der bankgesetzlichen Vorschrift zu mindestens $^1/_3$ in bar und zu $^2/_3$ in kurzfristigen Forderungen (3-Monate-Wechsel und Schatzanweisungen) gedeckt. Angesichts der Goldkonzentration hat man den neuen Begriff der **Goldkernwährung** geprägt, die sich von der gewöhnlichen Goldwährung der Friedenszeit darin unterscheidet, daß die Goldmünzen sich nicht im freien Verkehr, sondern in den Kellern der Reichsbank befinden. Durch den Goldzuwachs ist natürlich auch das Deckungsverhältnis für die gesamten täglich fälligen Verbindlichkeiten, d. s. Noten und fremde Gelder, welch letztere der Bankstatus am 30. Dezember mit 4564 Mill. ℳ ausweist, und für welche keine gesetzliche Deckungspflicht besteht, gebessert worden.

Der Mehrbedarf der Kriegszeit an Banknoten geht aus folgenden Durchschnittsziffern des Notenumlaufs hervor: 1912: 1782, 1913: 1958, 1914: 2917, 1915: 5409, 1916 (am 31. August): 7118 Millionen. Der durch die **Versorgung der von uns besetzten Gebiete Belgiens, Frankreichs, Rußlands mit deutschen Zahlmitteln** erwachsende Anspruch an die Reichsbanknoten wird auf $1^1/_2$ bis 2 Milliarden Mark beziffert. In den besetzten Gebieten hält sich das deutsche Geld viel länger als in der Heimat auf; es ist dickflüssiger, weil der entwickelte, für den raschen Umschlag des Geldes tätige Bankverkehr vielfach, namentlich im Osten, noch fehlt. In den Taschen und Brustbeuteln unserer Feldgrauen kämpft das Geld monatelang an der Front mit, bis es zur Erfüllung seines friedlichen Zwecks als Spargeld oder für den Verbrauch der Angehörigen den Weg in die Heimat zurückfindet, soweit es nicht zur Bestreitung der Bedürfnisse in Feindesland verwendet wird.

Zu der Steigerung des Bedarfs an barem Geld trägt ferner bei die Verschärfung der Zahlungsbedingungen zwischen Groß- und Kleinhändler, zwischen Industrie, Landwirtschaft und ihren Verbrauchern, zwischen Kaufmann und Kunden in der Stadt. Es kann und darf nicht mehr so vertrauensselig geborgt werden wie in ruhiger Friedenszeit. Die Abnahme des Wechselumlaufs ist die natürliche Folge hiervon, wie denn auch die zur Zeit größte der Großunternehmungen, die Heeresverwaltung, ihre Lieferanten Zug um Zug in bar bezahlt. Diese an sich verständliche Zahlungsbereitschaft hat aber, was namentlich im Laufe der letzten Monate zu beobachten war, zu einer Aufspeicherung von Zahlungsmitteln geführt, die den berechtigten Bedarf weit übersteigt und keine der unwichtigsten Ursachen ist, die den hohen Stand des Notenumlaufs bedingen.

Das wichtigste Aktivum in der Bilanz der Reichsbank bildet der **Goldvorrat**. Die Goldsammlung für die Bank, zu der alle Schichten der Bevölkerung unter warmherziger tatkräftiger Förderung von Presse, Kirche, Schule beitragen, geht ununterbrochen fort und bringt einen stetigen Zuwachs von Woche zu Woche, obwohl erhebliche Beträge des Zuflusses für die Zahlungen ins Ausland abgezweigt werden müssen. Ein großer Goldbestand ist schon mit Rücksicht auf den Übergang zur Friedenswirtschaft und im Interesse der Stärkung unserer Währung im Ausland dringend erwünscht. Von Kriegsausbruch bis Ende Dezember 1916 ist er um 1267 Millionen gestiegen und beträgt jetzt 2520 Millionen. Neuerdings, seit Sommer 1916, ist der Ankauf von Goldsachen zwecks Stärkung des Goldschatzes allgemein organisiert worden; die eisernen Gedenkmünzen und Uhrketten, die den Einlieferern von Goldsachen überreicht werden, sind eine in künstlerischer Form dargebrachte Anerkennung für das Opfer lieb gewordener Schmuckgegenstände auf dem Altar des Vaterlandes. Auch Perlen, Diamanten, Edelsteine werden zum Verkauf im neutralen Ausland gern angenommen und dadurch mit Gold zu leistende Auslandszahlungen in Höhe ihres Wertes erspart. — Der Goldvorrat der Zentralbank ist der anerkannte Gradmesser für die wirtschaftliche Lage des Landes. In dieser Erkenntnis waren auch unsere Feinde in eifriger Nachahmung des deutschen Vorbildes bemüht, Gold aus der Bevölkerung in die Bank zu leiten. Daß ihnen aber dies nicht mit dem gleichen Erfolg wie uns gelungen ist, kann man aus folgender Gegenüberstellung entnehmen: Der Goldzuwachs für die Deutsche Reichsbank hat bis Ende August 1916 1215 Millionen, für die Bank von England 365 Millionen und für die Bank von Frankreich 79 Mill. ℳ betragen. Teuer ist allerdings die Goldhaltung, denn wenn wir das ganze Gold zur Bezahlung der Auslandsforderungen an uns verwendeten, blieben uns die Kosten erspart, die die Minderbewertung unserer Marknoten im Ausland der deutschen Volkswirtschaft auferlegen. Allein, zu einer derartigen Entblößung von Gold wird sich die Bank aus den angedeuteten Gründen kaum entschließen. Sie bliebe ein gewagter Versuch, der nur dann Aussicht auf Erfolg hätte, wenn sich die übrigen Goldwährungsländer in vertragsmäßigem Übereinkommen nach Art der lateinischen Münzunion zu gleichem Vorgehen entschließen würden. Aber gerade die Erfahrungen dieses Krieges haben gelehrt, wie wenig auf internationale Abmachungen in der Stunde der Not zu geben ist. Übrigens beruht das **Disagio unserer Markwährung** in der Hauptsache auf der Lahmlegung unserer überseeischen Ausfuhr und Transporttätigkeit, auf der Unmöglichkeit der Verwertung unserer Forderungen und Guthaben im feindlichen Ausland, auf der einseitigen Wareneinfuhr aus den neutralen Ländern, denen keine gleichwertige Ausfuhr entspricht, kurz, auf der starken Passivität unserer Zahlungsbilanz. Es werden weit mehr Zahlungsmittel auf das Ausland begehrt, als vorhanden sind. Dieser unnatürliche Zustand wird verschwinden, sobald wieder normale Handelsbeziehungen von Land zu Land auf freiem Meere hergestellt sind. Und die werden und müssen kommen trotz des beabsichtigten Boykotts unserer Waren.

Zu dem Barvorrat der Bank, der die Notendeckung darstellt, gehören neben den Scheidemünzen auch die Reichs- und Darlehenskassenscheine, die am 30. Dezember 1916 bei der Bank in Höhe von 422 Mill. ℳ vorhanden waren. Für die **Reichskassenscheine**, deren Gesamtbetrag auf 240 Mill. bemessen ist, hält zwar das Reich keine spezielle Deckung; sie sind ungedecktes Papiergeld im eigentlichen Sinne, aber wegen ihres vergleichsweise niedrigen Betrages ungefährlich; man mag sie deshalb einen Schönheitsfehler unserer Währung nennen. Die **Darlehenskassenscheine**, ein kriegszeitliches Kind, sind dasjenige Papiergeld, das die für Rechnung des Reichs betriebenen Darlehenskassen der Reichsbank, ihrer Kassenführerin, als Betriebsmittel für die gegen Verpfändung von Waren und Wertpapieren ausgeliehenen Beträge darreichen; der Betrag der umlaufenden Darlehenskassenscheine, Ende 1916 rund 2500 Mill. ℳ, entspricht den Ausleihungen auf Unterpfänder. Es ist eine böswillige Verleumdung unserer Feinde, diese Scheine als fiktives Papiergeld zu kennzeichnen. Mit ihrer Hilfe allein, behaupten sie, sei es gelungen, unsere Anleihen aufzubringen. Die Unrichtigkeit dieser Behauptung erhellt schon aus der Tatsache, daß die Darlehenskassen stets nur einen geringen Prozentsatz der auf die Anleihen eingezahlten Gelder vorstrecken. So sind z. B. bei der 4. Kriegsanleihe als Höchstbetrag 649 Mill. = 6,4 % der bis 31. August 1916 geleisteten Vollzahlung von 10 175 Mill. von den Darlehenskassen bestritten worden. Für die gesamte Einzahlung auf die fünf Kriegsanleihen von bisher 46,9 Milliarden ℳ sind die Darlehenskassen nach dem Stand vom 23. Januar 1916 nur mit 864 Mill. = 1,8 Proz. in Anspruch genommen.

An **Scheidemünzen**, von denen 1267 Mill. ℳ bis Ende Dezember 1916 ausgeprägt waren, befanden sich im Besitz der Bank laut Ausweis vom 30. Dezember 1916 16,3 Mill. ℳ, ein ganz kleiner Teil des gesamten Vorrats. Es ist eine stets und allenthalben zu beobachtende Eigentümlichkeit der Kriegszeit, daß sie das Verlangen nach Hartgeld steigert, und daß die im Umlauf befindlichen Münzen binnen kurzem nach Kriegsausbruch Verstecken zueilen, aus denen ein Teil bei günstiger Kriegslage den Weg in den Verkehr zurückfindet, während der andere Teil in Schränken und Truhen als eiserner Notpfennig verbleibt. Namentlich der ländlichen Bevölkerung, die wohl mehr als der Städter dem Papiergeld mit Mißtrauen begegnet und den Wertbegriff vorwiegend mit dem Hartgeld verbindet, ist der Taler von alters her ein lieb gewordenes Thesaurierungsmittel geworden. Wie stürmisch war die Nachfrage nach Silber an den Bankschaltern Ende Juli und Anfang August 1914, und wie wenig ist von den damals abgehobenen Münzen in den Verkehr zurückgeflossen! Eine Ausprägung von 8,5 Mill. ℳ mit der Jahreszahl 1914—1917 soll bevorstehen. — Was die kleinsten Zahlmittel aus Nickel, Kupfer, Eisen, neuerdings Aluminium betrifft, so ist man befugt, von einer **Kleingeldnot** zu sprechen, die seit Herbst vorigen Jahres drückend fühlbar wurde trotz der vermehrten Ausprägungen. Allein in der kurzen Zeitspanne von Anfang Oktober bis Ende Dezember vorigen Jahres, innerhalb drei Monate, sind an Eisenmünzen — 10- und 5-Pfennig-Stücke, die bis zu 25 Mill. ℳ, einziehbar spätestens zwei Jahre nach Friedensschluß, geprägt werden dürfen — 2,674 Millionen und an Kupfermünzen — 2- und 1-Pfennig-Stücke — 108 000 ℳ aus den Münzstätten hervorgegangen. Die Ursachen für den allgemeinen Mehrbedarf an Geld sind auch im Gebiet der kleinen Geldsorten wirksam. Sogar der Groschen ist in Brüssel, Lille, Warschau, Bukarest und an den anderen Hauptplätzen hinter der deutschen Front heimisch geworden. Aber offenbar ist auch hier eine grund- und sinnlose Aufspeicherung, ganz analog der Hamsterei in Lebensmitteln, des Übels größte Wurzel.

Die 8 Milliarden ℳ Banknoten von Ende Dezember 1916 würden nicht entfernt den Verkehrsansprüchen und dem Riesenbedarf zum Jahresende genügt haben, wenn nicht andere wichtige Hilfsmittel in der Organisation unseres Bank- und Zahlungswesens hinzukämen. Wir meinen den käufmännischen Wechsel, vor allem aber die verschiedenen Verrechnungsarten durch Scheck und Banküberweisung, durch die bares Geld erspart wird. Alle Banken und Kreditinstitute, in neuerer Zeit auch Sparkassen, bedienen sich des Scheck- und Kontokorrentverkehrs, vermöge dessen durch Ab- und Zuschreiben in den Büchern der Bank beliebig hohe Umsätze mit erstaunlicher Leichtigkeit und Geschwindigkeit getätigt werden können, ohne einen Pfennig baren Geldes in Bewegung zu setzen. Die Reichsbank hat diesen Geschäftszweig in dem **Giroverkehr** besonders gut ausgebaut. Die Gelder und Guthaben, die sich bei ihr so ansammeln, nach dem Bankausweis die „sonstigen täglich fälligen Verbindlichkeiten", betrugen Ende Dezember 1916 4564 Mill. ℳ. Welch hervorragende Bedeutung diesen **bargeldsparenden Zahlungsmethoden** für den gesamten Geldverkehr innewohnt, erhellt aus der gigantischen Ziffer von 832 Milliarden ℳ, die die Umsätze im Giroverkehr der Reichsbank im Jahr 1915 erreicht haben. Allerdings sind in dieser Summe die Zahlungen für die Kriegsanleihen mit ihrem mannigfachen Hin und Her der Geldumsätze enthalten. Die gegenseitigen Forderungen und Guthaben der Großbanken werden durch die sogenannten Abrechnungsstellen in einem besonderen Verfahren außerhalb des Giroverkehrs ausgeglichen. Für den Mittelstand und den kleinen Zahlungsausgleich hat der **Postscheckverkehr** im Jahre 1909 eine willkommene Ergänzung gebracht. Er erfährt eine organische Verbindung mit dem Giroverkehr der Reichsbank.

Oft hört man jetzt die Redensart „**Das Geld bleibt im Lande**" und empfindet dabei eine gewisse Ruhe und Sicherheit. Man denkt dabei wohl zumeist an die Kriegsanleihen. Richtig ist, daß alle Heeresaufträge für Munition, Ausrüstung und Verpflegung der Truppen und sonstigen Bedarf den einheimischen Erwerbsständen, vornehmlich der Industrie zugute kommen und wir infolgedessen nicht wie unsere Feinde, England, Frankreich und Rußland, genötigt sind, für derartige Aufträge große Summen nach Amerika und anderen neutralen Ländern abzuführen. Aber die aus den Kriegsanleihen verausgabten Milliarden belasten die Zukunft des Reiches, der die Zinsenzahlung und der Kapitalabtrag obliegen. Wohl fließt der Gegenwart ein Teil der Milliarden in Form von Unternehmergewinnen und Arbeitseinkommen zu, wobei die halb materiellen, halb ideellen Werte, wie technische Erfahrungen, Erfindungen (Ersatzstoffe!) Verbesserung der Arbeitsmethoden, größere Sparsamkeit in der Stoffverwendung u. a. nicht berücksichtigt sind; aber ein beträchtlicher, ziffernmäßig kaum feststellbarer Teil der Kriegsausgaben wird unproduktiverweise „verpulvert", oder wissenschaftlich ausgedrückt, es findet ein gewaltiger Substanzverlust der Volkswirtschaft statt, ganz abgesehen von den Verlusten an kostbarem Menschenleben durch Tod, Krankheit, Siechtum, verminderte Arbeitsfähigkeit.

Das Zeitalter des Merkantilismus mit seiner übertriebenen Wertschätzung des auswärtigen Handelsverkehrs und des Besitzes an Edelmetallen als Hauptquellen des Reichtums ist jetzt, da die erste und vornehmste Sorge dem täglichen Brot, der Beschaffung und Erzeugung der notwendigsten Lebensmittel auf heimischem Boden gilt, mehr denn je überwunden. Der innere, kaufkräftige Markt wird auch das Rückgrat unserer kommenden Friedenswirtschaft sein. Das Geld ist zu allen Zeiten ein Mittel der Kriegführung gewesen, heute vielleicht dient es diesem Zweck in verstärktem Maße. Man denke z. B. an die vielen Millionen, die England zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung in der neutralen Welt gegen uns und unsere Sache aufbietet, bisher nach einer Zeitungsnotiz etwa 400 Mill. ℳ. Aus England (Lloyd George) stammt das Wort von den „silbernen Kugeln", die den Ausschlag im Völkerringen geben sollen. Wir in Deutschland glauben vor allem an die unbesiegbare Kraft der deutschen Waffen, aber wir legen zugleich unsere silbernen Kugeln für uns und unsere Verbündeten in die Wagschale, unsere gesamten materiellen Kräfte nicht minder als unsere geistigen und sittlichen, und schließen uns der vertrauensvollen Zuversicht Hindenburgs an, die er anläßlich der Auflegung der fünften Kriegsanleihe in die Worte kleidete: „**Wir Deutsche werden den Feind nicht nur mit dem Schwert, sondern auch mit dem Gelde schlagen.**"

Von diesem Vertrauen beseelt schickt das angeblich völlig erschöpfte und dem Erliegen nahe Deutschland sich an, in der sechsten Kriegsanleihe einen neuen Beweis seiner ungebrochenen und unerschöpflichen Kraft zu liefern. Der Reichstag hat 15 Milliarden Mark, den bisher höchsten und hoffentlich letzten Kriegskredit bewilligt. Die neue Kriegsanleihe soll also ihre Vorgängerinnen nicht nur erreichen, sondern übertreffen. Die Zeit der Entscheidung des letzten, gewaltigsten Ringens ist gekommen. Das Andenken des Altreichskanzlers, dessen am 1. April wiederkehrender Geburtstag uns diesmal besonders bedeutsam und symbolisch erscheint, können wir nicht besser ehren, als indem wir, das ganze Volk, dem Reich, das er uns geschmiedet, in seiner schwersten Stunde das geben, was es braucht, und wozu es uns aufruft. Nach Goethe erfüllen wir unsere Pflicht, wenn wir der Forderung des Tages genügen. Diese aber heißt jetzt für uns in der Heimat: **Kriegsanleihe! Wohlauf denn zur Zeichnung! Deutsches Volk, erfülle deine Pflicht!**

Frauen heraus! Das Vaterland ruft euch! / Von Dr. E. Reichel, Zwickau.

Die Welt von Feinden ringsum rüstet sich zum letzten Kampf, und Deutschland spannt all seine Kräfte aufs äußerste an, nicht nur, um unerschütterlichen Widerstand zu leisten und den Feind siegreich niederzuringen, sondern auch, um unser gesamtes Leben daheim in dem Zustand zu erhalten, der notwendig ist, alle berechtigten Anforderungen in dieser Zeit zu befriedigen. Mit den Worten „Frauen heraus! Das Vaterland ruft euch!" wendet sich die Kriegsamtsstelle Leipzig an alle Frauen, die vom Lande stammen, die etwas von Landwirtschaft verstehen oder sich selbst zutrauen, daß sie in landwirtschaftlicher Arbeit etwas leisten können, um sie auf diesem außerordentlich wichtigen Gebiete für Deutschlands Zukunft zu ihrer Pflicht gegen Volk und Vaterland aufzurufen. Im Rahmen des Gesetzes über den vaterländischen Hilfsdienst, das dem Staate alle verfügbaren männlichen Arbeitskräfte zwischen siebzehn und sechzig Jahren sicherte, bleibt den Frauen nur freiwillige Betätigung, und so gilt es, den mahnenden Ruf zu erheben, sich jetzt freiwillig einzureihen in die unabsehbaren Scharen der Heimatkämpfer, jetzt, wo vor allem durch Hilfsarbeit auf dem Lande unsere Ernährung fürs kommende Jahr sichergestellt werden muß. Aber darüber hinaus gilt es auch, die Erfahrungen des Krieges zu verwerten und vor allem die Fülle brachliegender Frauenkräfte, die Fülle nicht rechtzeitig und nicht in der angemessensten Weise herbeigezogener weiblicher Arbeitskräfte dem Reich, dem Volke für die künftigen Tage gesteigerter Anforderungen auf allen Gebieten bewußt einzureihen in unser gesamtes staatliches, soziales und wirtschaftliches Leben. Kein Wunder, daß sich unter der Erkenntnis des Krieges die Stimmen mehren, die eine Frauendienstpflicht fordern. Vom Februar 1915 bis zum Ende 1916 ist ihre Zahl von 300 auf fast 500 angewachsen. (Vergleiche L. Hohmann und Dr. E. Reichel, „Die Dienstpflicht der deutschen Frauen". Gekrönte Preisschrift der Math.-Zimmer-Stiftung. Berlin-Zehlendorf 1917.) Kein Wunder auch, daß das Reich bei der ungeheuren Bedeutung weiblicher Mitarbeit und Ersatzarbeit für Männer im Kriegsamt unter der Leitung von Frl. Dr. Elisabeth Lüders eine Frauenarbeitszentrale errichtete, die sich immer weiter ausbaut, um die gesamten weiblichen Leistungen während des Krieges zu vereinheitlichen, Zersplitterungen zu verhindern und dadurch ihre Wirkungen zu erhöhen. Aber was jetzt nur für die Kriegshilfe gilt, das sollte bestehen bleiben auch für die Friedenszeit, denn auch da, besonders unmittelbar nach dem Kriege, werden wir unzählige helfende Hände brauchen, um die Wunden heilen und ein größeres Deutschland auch innerlich aufbauen zu können. Es gilt also, aus den Einrichtungen der Kriegsnotwendigkeiten eine umfassende Organisation weiblicher Kräfte zum Wohle der Gesamtheit erwachsen zu lassen. Mancherlei Wege dazu sind vorgeschlagen worden, aber alle scheitern bei vollständiger Durchführung an den Millionen, ja Milliarden, die vom Reich oder Einzelstaat gefordert werden. Aus allen aber und aus den Erfahrungen vergangener Friedensjahre, gestützt durch Erkenntnisse aus dem Krieg, wohlbegründet auf der naturgegebenen Stellung des weiblichen Geschlechts in Familie und Volk, hat sich allmählich ein Vorschlag herausgeschält, der nicht nur die Verbindung mit den verschiedensten Gebieten unseres völkischen und staatlichen Lebens aufrechterhält, sondern der auch finanziell durchführbar ist, einmal, weil ich seine Kosten unter Anlehnung an schon Bestehendes stark vermindern, zum andern aber, weil diese möglichst verteilt sind auf alle die beteiligten Personen und Stellen, denen mit einer weiblichen Dienstpflicht unmittelbar oder mittelbar genützt ist.



Großherzogin Luise von Baden, wurde wegen ihrer hervorragenden Verdienste auf dem Gebiete der Gesundheitspflege von der medizinischen Fakultät der Universität Freiburg i. Br. zum Dr. med. honoris causa ernannt.

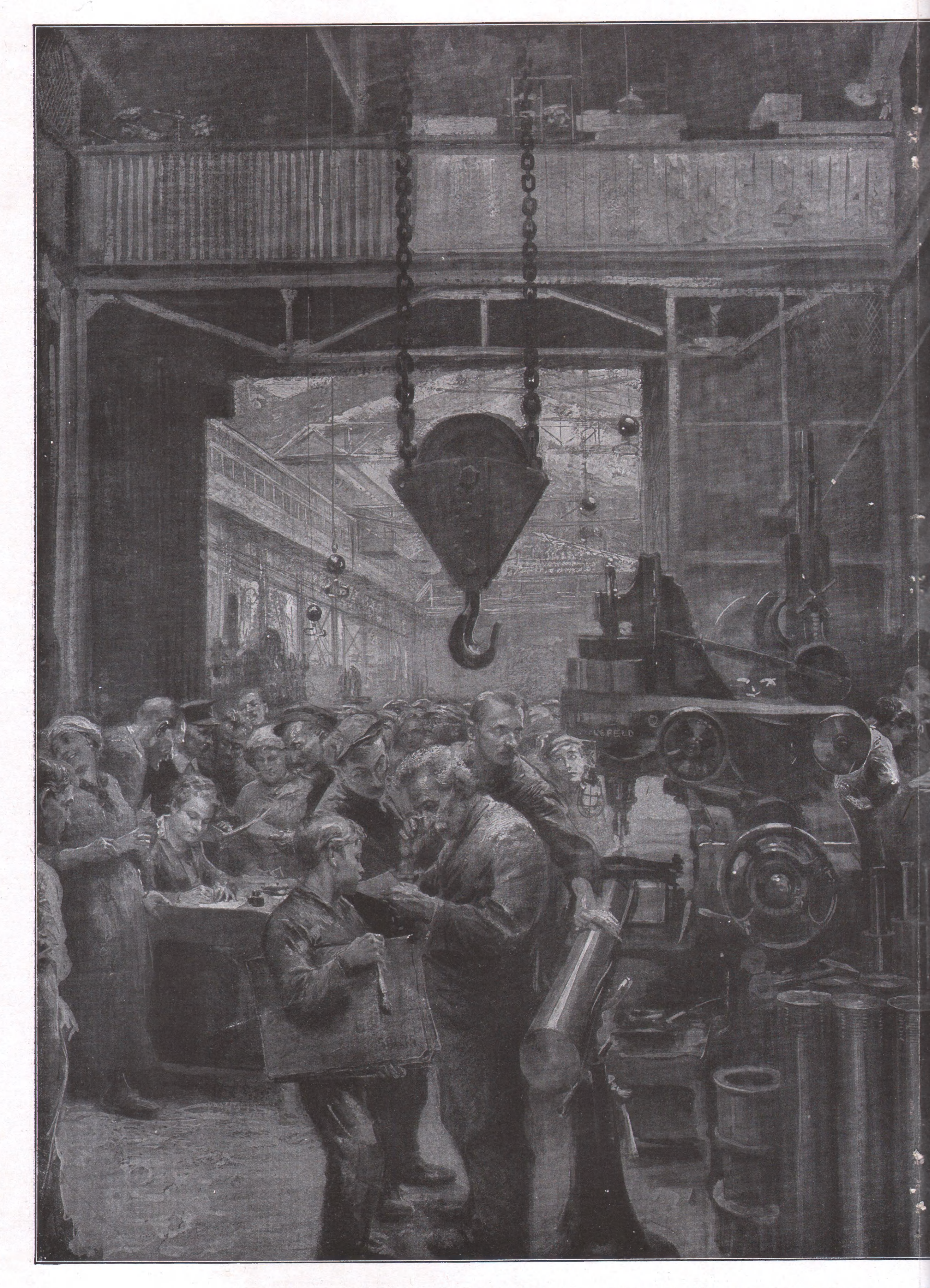
Nach der neuesten Aufnahme des Hofateliers Gebr. Hirsch, Karlsruhe i. B.

Wirkliche Leistungen, also ein eigentliches Dienen zum Wohle der Gesamtheit, setzen entsprechende Schulung voraus. Unsere Rekruten rücken ja auch nicht unausgebildet ins Feld. Wir haben's erfahren, was ein wohlgeschultes Heer einer Übernacht von gefährlichen Gegnern gegenüber bedeutet! Nicht nur die Handhabung der Waffen, gewissermaßen also das technische Können, allein gibt uns das feste Vertrauen auf unsre Feldgrauen, sondern in noch höherem Maße der Geist, der unsre Heere als lebendige Kraft durchdringt, das sittliche Können unsrer Krieger. Wer es nicht selbst durchgemacht hat, weiß es jetzt aus den Taten des Krieges: nicht mechanischer Drill ist Wert und Wesen unsrer militärischen Ausbildung, sondern Erziehung zum bewußten Erfassen, zum selbständigen Handeln, zum sittlichen Wollen. Solche Gedanken und solche Erfahrungen weisen uns mit Nachdruck daraufhin, daß wir auch bei einer weiblichen Dienstpflicht für kommende Zeiten, wie es jetzt unter dem Drucke der Not geschehen muß, nicht mit dem eigentlichen Dienen im Kriege beginnen dürfen, sondern mit einer wohlbegründeten Ausbildung. Frauendienstpflicht umfaßt also Lernen, Ausbildung und Können, Dienen; beides ist scharf voneinanderzuscheiden. Eine allgemeine, reichsgesetzlich zu regelnde Ausbildungspflicht aller Mädchen, gleichviel welchen Standes, ist die Voraussetzung für jede Frauendienstpflicht, ist ihre sichere Grundlage, ohne die der Bau nicht feststeht für alle Zeiten mit ihren wechselnden Anforderungen. Aber auch hier nicht grob-äußerlicher Drill, sondern Erziehung zu Persönlichkeiten; so stellt sich diese allgemeine Ausbildungspflicht dar als eine einheitliche, umfangreiche Erziehungsaufgabe an dem weiblichen Geschlecht, als eine Erziehungsaufgabe, die den psychologischen und physiologischen Bedingungen der weiblichen Natur in gleichem Maße gerecht werden muß wie den Anforderungen unsrer ideellen und materiellen Kultur. Schier zahllos sind die Fragen, die ihrer Lösung harren; deshalb kann es sich für mich hier nur um einen raschen Überblick über den Gesamtbau handeln. — Diese Ausbildung von durchschnittlich einem Jahre wird durch Reichsgesetz von allen Sechzehn- bis Siebzehnjährigen möglichst fern vom Elternhause gefordert. Unter Anlehnung an bestehende Anstalten bilden sich die zahlreichen Töchterheime, Haushaltungsschulen und andere für die Schülerinnen höherer Schulen in solche Frauendienstheime um; die Kosten werden von den Besucherinnen getragen, ihre Aufbringung erleichtert durch eine dem Reichsversicherungswesen anzugliedernde weibliche Dienstpflichtversicherung. Auch volksschulentlassenen Mädchen muß die Möglichkeit gegeben sein, in solche Heime einzutreten. Da aber ihre Zahl (575000 in einem Jahrgang) zu groß ist, da auch die wenigsten die Kosten aufbringen können, müssen weitere, billigere und unentgeltliche Unterbringungsstätten gefunden werden. So können Wohlfahrtsanstalten aller Art, Mädchenheime im Anschluß an Fabriken, Fürsorgeheime usw. dazu herangezogen werden. Auf Grund eingehender Prüfung aller Verhältnisse lassen sich sicherlich weit über 300000 Mädchen unterbringen. Noch aber fehlen 200000 Stätten. Für sie ergeht deutscher Frauenruf an Deutschlands Frauen, zu ihrem eignen Geschlecht mehr Zutrauen zu haben, daß sich Hausfrauen, die in der Lage und besonders durch die Lehren des Weltkrieges bereit dazu sind, die heranwachsenden Mädchen für ein Jahr gewissermaßen als hauswirtschaftliche Lehrlinge aufzunehmen, dieser sicherlich nicht leichten, aber für ihr Geschlecht und für das deutsche Volk so bedeutsamen Aufgabe unterziehen. Das männliche Lehrlingswesen ist erfolgreich, sollte es ein solches weibliches Lehrlingswesen wenigstens solange, bis für alle Mädchen Frauendienstheime möglich sind, nicht auch sein? Auch hier gilt es: Frauen heraus! Das Vaterland, das deutsche Volk ruft euch! — Alle die Mädchen, die in Wohlfahrtsanstalten und Frauendienststellen (weiblichen Lehrlingsstellen) Unterkunft und Kost sowie praktische Anleitung finden, müssen theoretisch und auch zum Teil praktisch weiter ausgebildet werden in Frauendienstschulen, d. s. von Gemeinden bzw. Staaten zu errichtende Anstalten, in denen wöchentlich etwa dreizehn Stunden Unterricht erteilt werden, vergleichbar den Fortbildungsschulen, nur mit den Unterschied, daß hier Fachbildung des weiblichen Geschlechts für den Beruf als Hausfrau, Mutter und Mitglied des deutschen Volkes betrieben wird. Die Unkosten dieser Anstalten werden sehr herabgesetzt durch Anlehnung an Mädchenfortbildungs- und Haushaltungsschulen, an Schulküchenunterricht, Wanderhaushaltungskurse und ähnliche und sonst aufgebracht durch die Dienststellenbeiträge, d. s. die Beiträge, die von den Haushaltungen, denen ein hauswirtschaftlicher weiblicher Lehrling, aber damit zugleich eine solche Hilfskraft zur Verfügung steht, an den Staat gezahlt werden. Für alle Einzelheiten, besonders auch über die geringe Höhe dieses Beitrages, seine Verwendung zum weiteren Ausbau für unentgeltliche Frauendienstheime, über die Stellung der hauswirtschaftlichen Pflichtfortbildungsschule, über die notwendigen Abänderungen des Gesamtplanes für ländliche Verhältnisse usw. muß ich auf die erwähnte Preisschrift verweisen.

Gemäß der naturgegebenen Stellung der Frau in Familie und Volk hat diese praktische und unterrichtliche Erziehung eine hauswirtschaftlich-mutterkundliche und gesundheitliche Schulung sowie eine Einführung in das soziale Verständnis — sozial im weitesten Sinn genommen — im Auge. Wer so ausgebildet ist, findet mit Hilfe der örtlichen Frauendienstämter und aller sonst in Betracht kommenden Stellen, unter Umständen auch mit Verwertung seiner beruflichen Ausbildung sicher irgendwo im Laufe von sechs Jahren Friedensdienstpflicht Gelegenheit, dem Gemeinwohl insgesamt sechzehn Wochen (zweimal acht Wochen, viermal vier Wochen, hundertzwölfmal einen Tag oder ähnlich) unentgeltlich zu dienen. Von den örtlichen und einzelstaatlichen Behörden danach unter Berücksichtigung berechtigter Wünsche aufgestellte Listen von „Kriegsdienstpflichtigen" (sieben Jahre lang) weisen jede freie Frauenkraft für Zeiten der Not und Gefahr in Übereinstimmung mit den Forderungen von Reich, Staat und Gemeinde an den entsprechenden Platz, wo sie nach ihrem Können sofort bereitsteht. Wo Ersatzarbeit und auch sonst bezahlte Arbeit geleistet wird, fällt ihre Besoldung unter die allgemeinen Kriegsausgaben. Mutterpflichten befreien. — Auf diese Weise wird es möglich, wie bei dem Heer unsrer Feldgrauen notwendige Hilfskräfte nach Jahresklassen aufzurufen, die sofort wissen, wo sie und welche Arbeit sie zu leisten haben. Aber über diesen unmittelbaren Nutzen hinaus ist dieses Frauenheer dank seiner Ausbildungs- und Übungszeit mit dem rechten Geist, vor allem mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber dem Volksganzen erfüllt. Jede Arbeitende, gleichviel, was und wo sie arbeitet, wird in ihrer Arbeit getragen von der Achtung der andern.

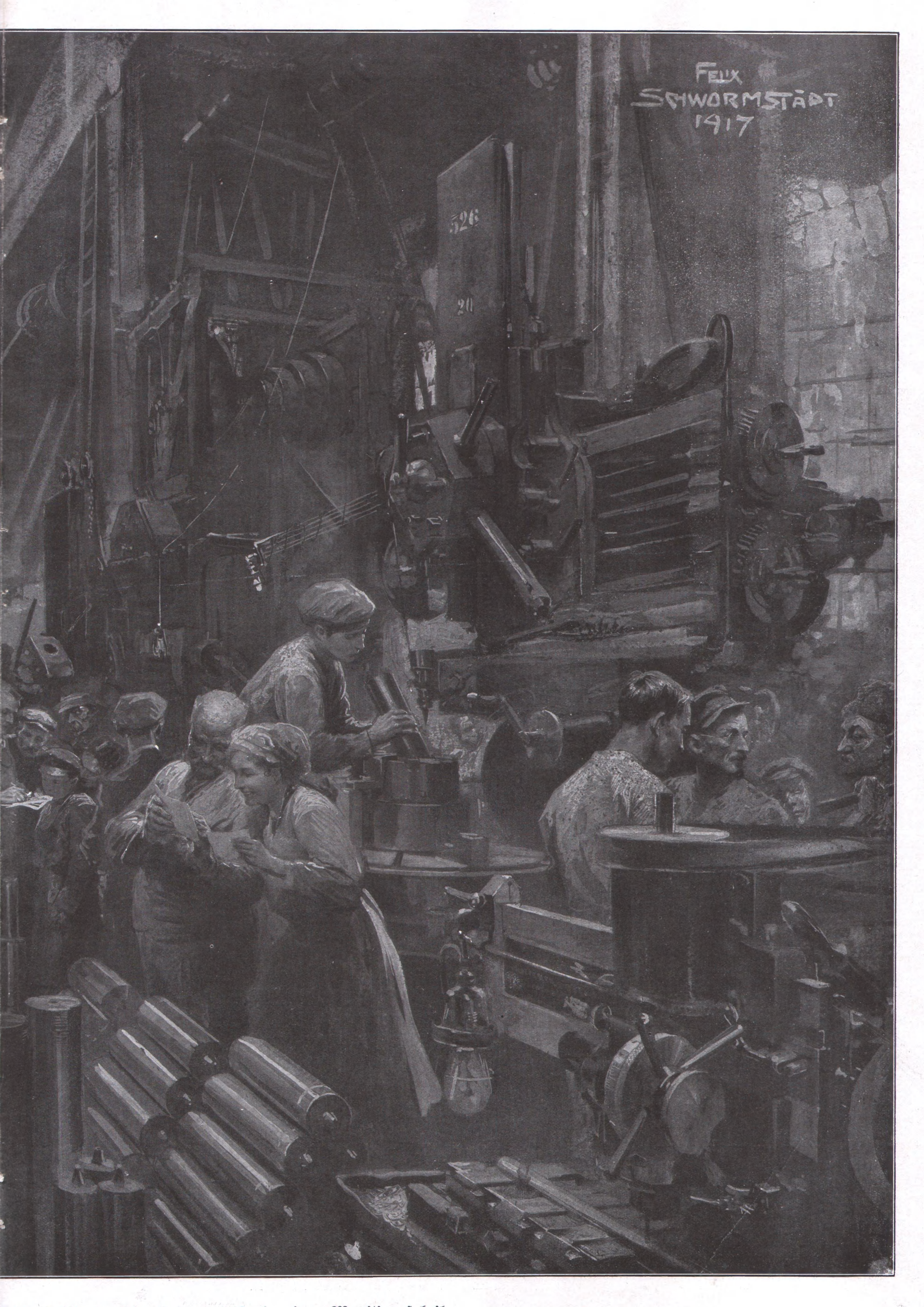
Daß bei einer solchen Organisation, die auf Grund der Erfahrungen dieses Krieges den einzelnen Gebieten der Frauenarbeit entsprechende Kräfte aus jedem Jahrgang zuweist, auch die vielerörterte Frage: Was wird nach dem Kriege aus den überzähligen Frauen? in Zukunft in ein ganz anderes Licht rückt, sei nur nebenher erwähnt. Vor allem aber würden wir dann von vornherein für die landwirtschaftlichen Hilfsarbeiten die nötige Zahl von Kräften haben, die jetzt der Aufruf an Freiwillige werben muß. Wie für junge Mädchen bereits seit September 1916 ein freiwilliger landwirtschaftlicher Dienst einzurichten möglich war, hat der „Bund für Frauendienstpflicht" mit seinem Jungmädchenheim in Raudten (Schlesien) gezeigt, wo nicht nur sechzehn bis zwanzig junge Mädchen einen eignen kleinen Haushalt führen und unterrichtet werden, sondern wo sich auch diese Gemeinschaft durch landwirtschaftliche Arbeit selbst erhält und zugleich dem Vaterlande dient. Der andre Weg, der in neuester Zeit von den Landwirtschaftskammern mit Unterstützung der Regierungen angeregt wird, Landfrauenvereine und städtische Hausfrauenvereine zu gründen, die jedem Austausch zwischen Stadt und Land, auch in bezug auf Arbeitskräfte, fördern wollen, würde in Verbindung mit dem vom Bund für Frauendienstpflicht eingeschlagenen dazu beitragen können, den freiwilligen landwirtschaftlichen Dienst zu organisieren.

Darüber hinaus aber müßte das Kriegsamt schon jetzt durch Heranziehen geeigneter männlicher und weiblicher Kräfte dafür sorgen, daß hier ein Arbeitsmittelpunkt geschaffen würde, der die Frage der Frauendienstpflicht in ihrem Gesamtumfange, in ihrer Bedeutung für Volksgesundheit und Volkswohl für kommende Zeiten zu lösen sucht und die Wege zu ihrer Verwirklichung ebnet. Auch in diesem Sinne halle der Ruf durch Deutschlands Gaue: Frauen heraus! Des deutschen Volkes Zukunft ruft euch auf zu pflichtmäßiger Ausbildung für eure Aufgaben, zu pflichtmäßigen Leistungen und zur Bereitschaft für alle Nöte und Gefahren!



Waffen für den Endkampf: Annahme von Zeichnungen auf

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Feli



f die sechste deutsche Kriegsanleihe in einer Munitionsfabrik.

elix Schwormstädt. (Hierzu der Artikel „Volksopfer 1917“ auf der nächsten Seite.)

„Volksopfer 1917.“

Von Paul Georg Münch.

Wer hätte im Gedenkjahr 1913 nicht voll feierlicher Andacht vor Arthur Kampfs „Volksopfer 1813“ gestanden und in die Bürgermeisterei geschaut, wo gerade Vertreter aller Volkskreise dabei sind, ihre wertvollen Kleinodien freiwillig und ohne Entgelt dem Vaterlande darzubringen? Rechts ein Tisch, weiß gedeckt wie ein festlicher Altar, beladen mit metallenen Kostbarkeiten. Davor, dicht nebeneinandergedrängt: der Landwirt, die Arbeitersfrau, der Dorfkantor, die Patrizierstochter mit ein paar Münzen oder mit feisten Geldkatzen, mit silbernen Leuchtern und Kannen und Löffeln, mit Mörsern und Schmuckgerät, mit Gewehren, Frauenhaar, Scharpie und goldenen Trauringen, die sie sich von den Fingern streiften. Hinter dem Tisch der Kanzleibeamte, der mit dem Federkiel die Namen der Spender in das Ehrenbuch der Befreiungsjahre einzeichnet. Opferfreude und heiliger Ingrimm steht auf allen Gesichtern geschrieben — das waren die großen Tage, als es galt, den Korsen und seine welschen Heerscharen endlich von der deutschen Scholle zu vertreiben!



Erholungsstunde für unsere Feldgrauen: Schneeballkämpfe von Sturmtrupps auf dem Marktplatz von Vouziers.

1917. Wieder ist das deutsche Volk in schwere Kriegsnöte verstrickt. Gottlob steht der Feind nicht wie damals im Lande, aber rings um Deutschlands Grenzen loht grausig der Weltenbrand, und das Kriegsziel, zu dem sich die Feinde bekannten, heißt: Deutschlands Vernichtung! Die Stunde ist ernst. Der einmütige Wille des deutschen Volkes fordert entschlossene Fortführung des Krieges bis zu einem siegreichen Frieden. Der Krieg aber verschlingt Tag für Tag unermeßliche Summen, und die Reichsbank ist abermals im Begriffe, neue Milliarden mobil zu machen. Nicht bloß den Vermögenden gilt ihr Aufruf zur Zeichnung der neuen Kriegsanleihe, sie wendet sich vor allem auch an die breiten Volksmassen, den Aufmarsch der Milliarden beschleunigen zu helfen! Und welches Echo der Ruf der Reichsbank ausgelöst hat, zeigt das lebensvolle Bild unseres Felix Schwormstädt, der uns in eine Leipziger Granatenfabrik schauen läßt.

„Wo und wie sollen wir Kriegsanleihe zeichnen?“ „Wann hat diese und jene Behörde ihre Schalter offen?“ Statt in den Fabrikräumen Plakate auszuhängen, die auf solche Fragen Antwort geben, hat der Leiter dieser Granatenfabrik gleich inmitten der surrenden Drehbänke und blitzenden Geschoßstapel eine Reichsbanknebenstelle eingerichtet! Wenn sich der Arbeiter nach hartem Plack eine Pause gönnt, kann er an diese Bankstelle herantreten und seinen Tagesverdienst zeichnen oder gar seine Ersparnisse der letzten Monate in diesen besten aller Wertpapiere anlegen. Und wie man sieht, ist der Tisch bereits von Arbeitern und Arbeiterinnen umlagert, die ihr Scherflein zum glücklichen Ausgange des Kampfes auf dem Schlachtfelde der Milliarden beizusteuern bereit sind. Während in den weiten Sälen dieser Fabrik Tag und Nacht Deutschlands eherne Rüstung geschmiedet wird, geht es links vorn um Deutschlands goldene Wehr! An diesem Tische stellen deutsche Arbeiter dem Feinde die Quittung aus für die schnöde Ablehnung des deutschen Friedensangebotes! An diesem Tische zeichnen sich auch der Nichtwehrfähige und die deutsche Arbeiterin in die Stammrolle der Kämpfer ein. An diesem Tische legen deutsche Arbeiter ohne Worte das feierliche Gelübde ab, dem Deutschen Reiche zu geben, was es zu Schutz und Trutz bedarf.



Schneegassen in den tiefverschneiten Gebirgswäldern der Vogesen.

Im Winter an der Westfront.

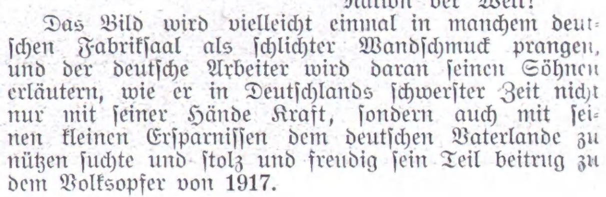
Welcher Gegensatz zwischen Kampfs „Volksopfer 1813“ und Schwormstädts Bild von 1917! Dort eine Bureaustube mit Zylinderhüten und feingebügelten Krawatten, hier ein modernes Fabrikgetriebe mit zähen Arbeitergestalten, die zwischen schnurrendem Räderwerk und stampfenden Maschinen Waffen schmieden. Dort eine Szene aus dem letzten Akte einer Volkstragödie: in heller Empörung opfert das Volk die letzten Kleinodien, denn der Feind ist im Land! Hier aber gilt es, unsäglichem Unglück vorzubauen! In den Fabriksaal von 1917 gellt nicht Kanonendonner hinein. Und was will heute der Begriff Opfer besagen? Nichts anderes, als daß der Anleihezeichner auf Bargeld verzichten und seine Ersparnisse in fest- und gutverzinslichen Papieren anlegen will. Was 1813 aus heiligem Opferwillen heraus geschah, gebietet jetzt der eigene Vorteil. Aber es ist teuere Zeit wie dazumal, und Besorgnis sucht das Geld ängstlicher zu hüten denn je zuvor.

Bei früheren Anleihen schenkten leider viele kleine, in Geldsachen unerfahrene Leute allerhand kindlich einfältigen, und doch tückischen, landesverräterischen Einflüsterungen Glauben.

„Wer Geld gibt, verlängert den Krieg!“ hörte man sagen. Nachdem aber unsere Feinde die Maske haben fallen lassen, ist wohl auch dem friedlichsten Weltbürger etwas von dem letzten Sinn dieses Kampfes um Sein oder Nichtsein aufgedämmert; jetzt weiß jeder, daß es um sein eigenes Lebensrecht geht! Die Generale der Heimarmee, die Banken und Großindustriellen, haben bei jeder Anleihe ihre Pflicht getan, sie werden auch weiterhin Millionen aufbringen — jetzt kommt es immer mehr auf ein Millionenheer von kleinen Zeichnern an!

Und eine Volksanleihe im weitesten Sinne kann die neue Kriegsanleihe werden, denn die Landwirtschaft und viele Zweige des Handels und der Industrie sind reich lohnend beschäftigt gewesen. Jeder Tagesverdienst aber, den der Arbeiter opfert, schärft einem deutschen Krieger das Schwert und hilft obendrein, die Hoffnung der Feinde auf Deutschlands finanziellen Zusammenbruch zu zerstören und uns dem ersehnten Frieden näherzubringen! So seltsam es auch klingen mag: Mehr als die Million des Großkaufmanns ist die Million wert, die von hunderttausend Arbeitern und kleinen Leuten aufgebracht wird. Denn die Million der Arbeiterschaft ist ein Beweis für die fortschreitende staatsbürgerliche Erziehung der breiten Menge, sie ist der Ausdruck des festen Willens, dem Rufe nach Politisierung der Reichsbürger nicht durch klingende Worte zu genügen, sondern durch die Tat. Wer eine Hypothek aufs deutsche Reichshaus gibt, und sei sie noch so klein, der sieht die Dinge ganz anders an als der Neunmal-Vorsichtige, der sein Papiergeld oder gar seine blankgeputzten Doppelkronen im Spind verschließt.

Wenn die Feinde mit ihrem frevelhaften Vernichterwillen einmal in deutsche Lande eingezogen wären, nützte es nichts mehr, dem Vaterlande Opfer bringen zu wollen, dann müßten wir alle fronen, bis die Kriegsentschädigung bis auf den letzten Heller bezahlt und unser Wirtschaftsleben erdrosselt wäre. Darum ist es das Gebot der Stunde, die von unseren tapferen Heldensöhnen und ihren Waffenbrüdern geschaffene Kriegslage nicht durch Mangel an Gemeinsinn in Geldfragen zu gefährden. Lloyd George hat einmal gesagt, die letzten hundert Millionen brächten die Entscheidung. Solche Rede schreckt uns nicht. Denn wenn auch — ein törichter Gedanke — das ganze europäische Festland sein letztes Nationalvermögen verlieren würde, jene hundert Millionen, die deutscher Fleiß, deutsche Arbeitskraft in kurzer Zeit an neuen Werten zu schaffen vermögen, die bleiben uns! Dieser Gedanke aber gibt dem Schwormstädtschen Bilde das Sinnbildliche und die seltsame Wucht: Wie hinter dem Opfertische die Maschinen, steht hinter der deutschen Kriegsanleihe nicht nur das gewaltige deutsche Nationalvermögen von vierhundert Milliarden, sondern auch die Schaffenskraft der fleißigsten Nation der Welt!



Das Bild wird vielleicht einmal in manchem deutschen Fabriksaal als schlichter Wandschmuck prangen, und der deutsche Arbeiter wird daran seinen Söhnen erläutern, wie er in Deutschlands schwerster Zeit nicht nur mit seiner Hände Kraft, sondern auch mit seinen kleinen Ersparnissen dem deutschen Vaterlande zu nützen suchte und stolz und freudig sein Teil beitrug zu dem Volksopfer von 1917.



Von den Kämpfen einer Reservedivision an der Somme: Patrouillenunternehmung; Anmarsch zur Stoßstellung. Nach einem Aquarell für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Martin Frost.



Rumänische Geistliche ungarischer Zunge beim Beten für den Sieg der österreichisch-ungarischen Waffen.



Wolhynischer Bauer.







Links: Polnische Bäuerinnen beim Holen des Osterwassers. Mitte: Armeekommandant Erzherzog Joseph beim Besuch seiner ungarischen Feldjäger-Truppen in den äußersten Stellungen. (Phot. E. v. Kankowsky, Budapest.) Rechts: Polnische Juden.



Auf dem Wege zur Serethfront: In einer Mörserstellung.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Kriegschronik.

7. März 1917.

Abends griffen die Franzosen an der Nordostfront von Verdun unsere neuen Stellungen am Caurières-Walde an; sie sind durch Feuer abgewiesen worden.

In zahlreichen Luftkämpfen sind 15 feindliche Flugzeuge abgeschossen worden. Wir haben durch gegnerische Einwirkung 1 Flugzeug verloren.

An der italienischen Front haben die österreichisch-ungarischen Truppen den Italienern im Februar neunzehn Offiziere und 1269 Mann an unverwundeten Gefangenen abgenommen, dazu 14 Maschinengewehre und 3 Minenwerfer erbeutet.

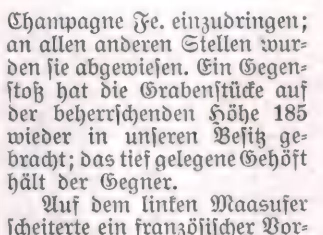
Im Mittelmeer wurden versenkt 8 Dampfer und 7 Segler mit zusammen über 40000 Tonnen.

8. März 1917.

Im Mittelmeer wurden versenkt 9 Dampfer und 3 Segler mit zusammen rund 32000 Tonnen.

9. März 1917.

Westlich von Wytschaete drangen unsere Sturmabteilungen in die englische Stellung und kehrten mit Gefangenen, 2 Maschinengewehren und 1 Minenwerfer zurück. In der Champagne griffen die Franzosen die südlich von Ripont von uns am 15. Februar gewonnenen Stellungen nach Trommelfeuer an. Es gelang ihnen, in einzelne Gräben auf Höhe 185 und in die



Champagne Fe. einzudringen; an allen anderen Stellen wurden sie abgewiesen. Ein Gegenstoß hat die Grabenstücke auf der beherrschenden Höhe 185 wieder in unseren Besitz gebracht; das tief gelegene Gehöft hält der Gegner.

Auf dem linken Maasufer scheiterte ein französischer Vorstoß gegen unsere Linien auf dem Südhang der Höhe 304. Ein gleichzeitig am Walde von Avocourt durchgeführtes eigenes Unternehmen brachte ohne Verlust Gefangene und 2 Maschinengewehre ein.

Zwischen Trotus- und Uztal stürmten unsere Truppen den Höhenkamm des Magyaros und die benachbarten stark verschanzten Stellungen der Russen. 4 Offiziere, 600 Mann wurden gefangen, mehrere Maschinengewehre und Minenwerfer erbeutet.

Im Februar haben wir 24 Flugzeuge verloren. Unsere Gegner haben im Westen, Osten und auf dem Balkan 91 Flugzeuge eingebüßt, von denen 37 in unserem Besitz, 49 jenseits der Linien erkennbar abgestürzt und 5 zur Landung gezwungen sind.

10. März 1917.

Südlich der Avre griffen die Franzosen Teile unserer Gräben bei Laucourt und von Crapeaumesnil an. Sie wurden im Handgemenge geworfen. In der westlichen Champagne gingen beiderseits von Prosnes Russen, geführt von französischen Offizieren, gegen unsere Stellungen vor. An einzelnen Stellen eingedrungene Abteilungen wurden durch Gegenstoß vertrieben. Südlich von Ripont entspannen sich westlich der Champagne Fe., die mehrmals den Besitzer wechselte, neue Kämpfe, die keine wesentliche Änderung der Lage herbeiführten. Östlich der Maas brachen unsere Sturmabteilungen in den Caurières-Wald ein und kehrten mit 6 Offizieren, 200 Mann und 2 Maschinengewehren zurück.

Unsere Flieger schossen 6 feindliche Flugzeuge und 2 Fesselballone ab. Leutnant Freiherr v. Richthofen blieb zum 25. Male Sieger im Luftkampf.

Die Zahl der bei Erstürmung des Magyaros gemachten Gefangenen erhöhte sich auf 13 Offiziere, 991 Mann, die Beute auf 17 Maschinengewehre und 5 Minenwerfer.

Deutsche Kavallerie-Patrouille bei Targoviste.

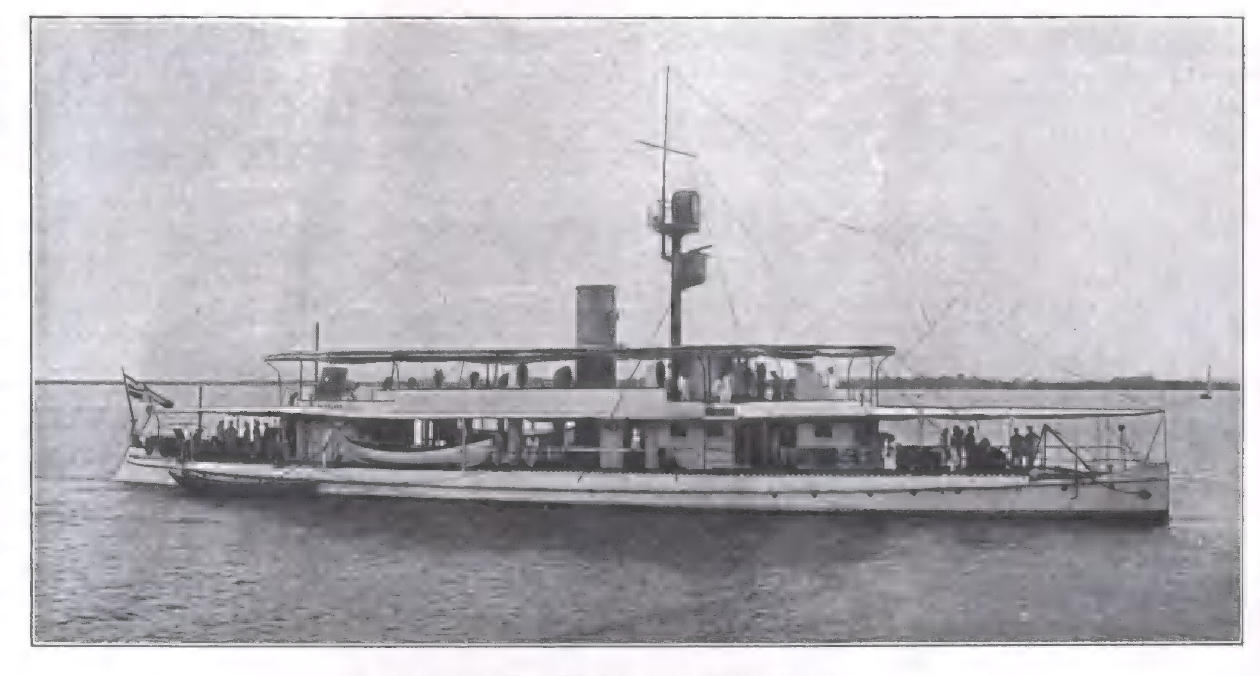
Erstürmung der rumänischen Stellungen am Monte Spinului (über 1600 m) durch Truppen des Generalleutnants Krafft v. Dellmensingen.

Vom deutschen Vormarsch in Rumänien. Nach Zeichnungen des an der rumänischen Front weilenden Mitarbeiters der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Albert Reich.

Von zurückgekehrten U-Booten wurden neuerdings wieder Dampfer und Segelschiffe von zusammen 42177 Brutto-Registertonnen versenkt. Eine Prise von 1100 Brutto-Registertonnen mit Salpeter wurde eingebracht.

11. März 1917.

Im Vorfeld unserer neuen Ancrefront kam es bei Irles zu Infanteriegefechten, nach denen die Nachhutabteilungen befehlsgemäß auf die Hauptstellung auswichen. Zwischen Avre und Oise blieben nach heftigem Feuer einsetzende französische Vorstöße erfolglos. In der Champagne erneuerten die Franzosen abends ihre Angriffe gegen unsere Stellungen auf dem Südhang der Höhe 185 und beiderseits der Champagne Fe. Sie sind trotz Einsatzes starker Kräfte und erheblicher Munition überall blutig abgewiesen worden.



Das deutsche Flußkanonenboot Tsingtau,

das nach einer Reutermeldung vor Kanton auf dem Whampoafluß, wo es seit seiner Abrüstung bei Ausbruch des Krieges lag, von der an Bord verbliebenen Wachtbesatzung in die Luft gesprengt und versenkt wurde.

14. März 1917.

Angriffe der Engländer im Ancregebiet zwischen Achiet-le-Petit und Grévillers und beiderseits von Bucquoy wurden verlustreich abgewiesen. In der Champagne dauerten die Kämpfe südlich von Ripont mit wechselndem Erfolg an. Auf dem Ostufer der Maas scheiterten Vorstöße der Franzosen bei St-Mihiel; einer unserer Flußposten wurde zurückgedrückt.

An der Narajowka stürmten unsere Stoßtrupps Teile der russischen Stellung, zerstörten ausgedehnte Minenanlagen und kehrten mit 2 Offizieren und 256 Mann als Gefangenen, mehreren Maschinengewehren und Minenwerfern als Beute zurück.

Mehrere französische Vorstöße zwischen Ochrida- und Prespasee blieben ergebnislos. Auch starke feindliche Angriffe nordwestlich von Monastir schlugen fehl. An beiden Stellen erlitten die Gegner erhebliche Verluste.



Kapitänleutnant Moraht,

Kommandant des Unterseeboots, das am 19. März im westlichen Mittelmeer das durch Zerstörer gesicherte französische Großkampfschiff „Danton" durch Torpedoschuß versenkte.

12. März 1917.

Südlich von Ripont griffen die Franzosen heute morgen Teile unserer Stellung an; sie wurden abgewiesen.

Durch Luftangriffe unserer Flieger verloren die Gegner 16 Flugzeuge und 2 Fesselballone.

Im Mittelmeer wurden versenkt: 6 Dampfer und 8 Segler mit zusammen über 35000 t, darunter der bewaffnete, französische von Zerstörern gesicherte Truppentransportdampfer „Athos" (12644 t) mit einem Bataillon Senegalesen sowie 1000 chinesischen Munitionsarbeitern an Bord; ein bewaffneter begleiteter Transportdampfer von etwa 5000 t; ein bewaffneter Dampfer von 5000 t mit Eisenbahnmaterial als Ladung; ein bewaffneter, von Begleitfahrzeugen gesicherter Transportdampfer von etwa 8000 t.

Wie Reuter amtlich mitteilt, ist Bagdad Sonntag von den Engländern besetzt worden.

Neuerdings sind von unseren Unterseebooten 17 Dampfer, 2 Segler und 3 Fischdampfer mit insgesamt 48150 Brutto-Registertonnen versenkt worden. Eines der Unterseeboote hat außerdem einen feindlichen Kleinen Kreuzer und ein als Unterseebootsfalle eingerichtetes feindliches Spezialschiff „Q 27" vernichtet.



Kapitänleutnant Walter Roehr,

Kommandant des Unterseeboots, das am 22. Februar an der irischen Südküste einen stundenlangen Artilleriekampf mit einem als U-Bootfalle dienenden Tankdampfer von etwa 3000 Brutto-Registertonnen führte und dabei auf einem zur Hilfe herbeigeeilten feindlichen Zerstörer der „Foxglove"-Klasse mehrere Treffer erzielte.

Korvettenkapitän Konrad Albrecht,

Führer eines Teils unserer Torpedostreitkräfte, die in der Nacht vom 25. zum 26. Februar in den Englischen Kanal bis über die Linie Dover-Calais und in die Themsemündung vorstießen und dabei die im Kanal gestellten englischen Zerstörer nach heftigem Artilleriegefecht zersprengten. (Hofphot. Ferd. Urbahns, Kiel.)

13. März 1917.

Südlich von Arras machten englische Abteilungen nach Feuervorbereitung auf breiter Front bei Beaurains einen Vorstoß, der verlustreich fehlschlug.

Südlich von Ripont griffen die Franzosen nach Trommelfeuer wiederum unsere Stellungen an. In zäher Gegenwehr wurde die heiß umstrittene Höhe 185 gegen überlegene Kräfte gehalten; engbegrenzten Raumgewinn am Südwesthang erkaufte der Feind mit blutigen Opfern.

Nördlich der Bahn Zloczow-Tarnopol führten unsere Stoßtrupps mit Umsicht und Schneid ein Unternehmen durch, bei dem 3 Offiziere, 320 Russen gefangen, 13 Maschinengewehre erbeutet wurden.

Zwischen Ochrida- und Prespasee griffen französische Bataillone unsere Stellungen an; sie sind abgewiesen worden. Bombenangriffe unserer Fluggeschwader auf Bahnhof Vertekop (südöstlich von Vodena) erzielten Treffer, die lang beobachtete Brände hervorriefen.

15. März 1917.

In der Champagne kamen französische Angriffe auf dem Nordwesthang der Höhe 185 südlich von Ripont in unserem Vernichtungsfeuer nicht zur Entwicklung.

Bei Witoniez am Stochod und bei Jamnica südlich des Dnjestr wurden Unternehmungen von Stoßtrupps mit vollem Erfolg durchgeführt. Über 100 Gefangene und mehrere Maschinengewehre und Minenwerfer konnten zurückgebracht werden.

Auf beiden Ufern des Prespasees und nördlich von Monastir setzten auch gestern die Franzosen starke Kräfte mit dem gleichen verlustreichen Mißerfolg wie in den Vortagen zum Angriff ein. Zwischen Cerna- und Doiransee wurden kleinere Angriffe der übrigen Ententetruppen abgewiesen.

Nach einer Meldung der Petersburger Telegraphen-Agentur ist in Petersburg die Revolution ausgebrochen. Ein aus 12 Dumamitgliedern bestehender Exekutivausschuß ist im Besitz der Macht. Alle Minister sind ins Gefängnis gesetzt. Die Garnison der Hauptstadt, 30000 Mann, hat sich mit den Revolutionären vereinigt.

16. März 1917.

Starke französische Kräfte griffen tagsüber wiederholt unsere Stellungen nordwestlich und nördlich von Monastir an. Westlich von Nizopole drang der Feind in geringer Breite in den vordersten Graben; im übrigen scheiterten die durch heftige Feuerwellen eingeleiteten Angriffe. Zwischen Ochrida- und Prespasee sind ebenfalls Vorstöße der Franzosen abgewiesen worden.



Das französische Großkampfschiff „Danton" (18400 t),

das am 19. März im westlichen Mittelmeer von einem unserer U-Boote durch Torpedoschuß versenkt wurde. Das Schiff legte sich nach dem Treffer sofort stark über und kenterte nach fünfundvierzig Minuten.

Die Vereinigten Staaten und der Handelskrieg.

Von Konteradmiral Carl Hollweg.

Die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika und ein erheblicher Teil der dortigen „Öffentlichen Meinung“ — letztere repräsentiert und in der Presse vorwiegend vertreten durch die Nutznießer der Millionengewinne aus den Kriegslieferungen an die Entente — mißbilligten, unterstützt durch englische Hilfsgelder, von Anfang an die Art unserer Kriegführung gegen den feindlichen Handel. Man betrachtete in Amerika die geradezu ungeheuerliche eigene Bereicherung durch Waffen-, Munitions-, Unterseeboot-, Flugzeuglieferungen an die Entente als ein selbstverständliches Recht der für „Freiheit und Menschenrechte“ schwärmenden, Sonntags aber fleißig für den Frieden der Welt betenden amerikanischen Lieferanten. Man ertrug im Hinblick auf diese Gewinne gelassen die Verluste aus der völkerrechtswidrigen englischen Absperrung Mitteleuropas von jedem Handelsverkehr mit Amerika. Daß diese Form der Betätigung eine Art Kriegsteilnahme auf seiten der Entente ohne Kriegsrisiko war, ignorierte man absichtlich. Man wurde aber sofort nervös und arbeitete amtlicherseits mit abmahnenden oder drohenden Noten, sobald das durch die Entente völkerrechtlich vergewaltigte Deutschland den Versuch machte, Gegenmaßregeln zu treffen, die naturgemäß nicht nur eine Handelsschädigung der Gegner, sondern auch eine Verdienstschmälerung der neutralen Kriegsmateriallieferanten bedeuteten.

Die formal rechtliche Seite der ganzen Frage, ebenso wie unser natürlich-menschliches Recht auf Anwendung **aller** Mittel zur Niederzwingung unserer alle Völkerrechtsgrundsätze mißachtenden Feinde, habe ich an anderer Stelle („Unser Recht auf den U-Bootkrieg“) behandelt. Auch die Notwendigkeit, warum sich alle Neutralen wohl oder übel in das neue, im Werden begriffene Seerecht, das an Stelle veralteter und von unseren Gegnern Stück um Stück zerschlagener Rechtsregelungen treten soll, nicht nur in unserem, sondern auch in ihrem zukünftigen Interesse werden einordnen müssen, ist dort erörtert.

Hier sollen als Illustration für den in diesem Kriege zutage getretenen, nur nackten Nützlichkeitsgründen angepaßten Wechsel der amerikanischen Anschauungen über die Führung des Handelskrieges einige Rückblicke in die amerikanische Seekriegsgeschichte getan werden. **Es soll gezeigt werden, daß die Amerikaner in der Rolle als kriegführende Partei mit Bezug auf den Kreuzerkrieg Rechte in Anspruch nahmen, die sie uns heute zu bestreiten versucht haben.**

Die Periode des U-Bootkreuzerkrieges ist — soweit das von uns als „gesperrt“ bezeichnete Seegebiet in Betracht kommt — inzwischen durch einen rücksichtslosen Unterwasser-Krieg unter Anwendung aller Mittel und Waffen überholt worden. Außerhalb dieses Gebietes wird aber naturgemäß der U-Bootkreuzerkrieg in den früheren Formen weitergeführt. Vorwiegend letzterer soll mit der historischen amerikanischen Methode in Parallele gestellt werden. Es wird aber auch gezeigt werden, daß amerikanischerseits früher auch Ansätze gemacht worden sind zu einem recht rücksichtslosen Angriff auf den englischen Handel. Wenn die Formen damals andere waren, wenn die Durchführung nur stellenweise erfolgte, so lag das, abgesehen von der unzureichenden Größe der amerikanischen Machtmittel, hauptsächlich daran, daß es nur Segelschiffe und Kanonen, aber keine brauchbaren Minen, Torpedos, Unterseeboote, Flieger- und Wasserbomben als Kriegmittel gab. Hätte es sie gegeben, so würde man — so darf aus dem Gesamtverlauf des amerikanischerseits geführten Handelskrieges und der von den Vereinigten Staaten seinerzeit aufgewendeten Energie zur Beugung des gegnerischen Willens geschlossen werden — auch damals nicht auf ihre Anwendung verzichtet haben, um den Kriegszweck, Schädigung des englischen Handels als der Quelle der englischen Kraft, zu erreichen. Als Beweis hierfür kann das Folgende gelten:

Der amerikanische Ingenieur Bushnell versuchte schon im Jahre 1781 ein durch **einen** Mann bedientes Unterseeboot, das einen Sprengkörper mit 75 kg Schießpulver an feindliche Schiffe anheften sollte, zum **Tragen** zu bringen. Der mit dürftigen Mitteln unternommene Versuch mißlang. Auch mit der Anwendung von Treibminen wurde damals ein erstes Experiment gemacht, dem aber nicht das angegriffene Schiff, sondern nur ein in der Nähe liegendes Boot zum Opfer fiel. Im Jahre 1815, als der Englisch-Amerikanische Krieg schon zu Ende ging, erschienen als neue Kriegsmittel die Dampffregatten „Fulton“ und „Torpedo“ in den amerikanischen Schiffslisten. Versuche, mit Hilfe von Torpedos britische Schiffe anzugreifen und zu zerstören, sind, soweit ich es feststellen konnte, damals gemacht worden, jedoch der Unzuverlässigkeit der neuen Waffe halber mißlungen. Aber der Schrecken schlug den Engländern in die Glieder und veranlaßte sie zu großer Vorsicht. Der Expräsident **Roosevelt** schreibt hierzu etwas sarkastisch in seinem Geschichtswerk „The naval war of 1812“: „Damals galt es noch für nicht sehr ehrenhaft, ein Schiff durch Unterwassersprengstoffe in die Luft zu blasen, während es als eine besonders lobenswerte Tat angesehen wurde, es durch brennende, auf dem Wasser schwimmende Flöße zu vernichten — eine niedliche (nice) Unterscheidung der seemännischen Ethik, die aber inzwischen beseitigt ist.“ Ohne Zweifel hinderten nur technische Unvollkommenheiten, nicht aber moralische Bedenken die Amerikaner an der Benutzung eines Kriegsmittels, das heute in unserem Existenzkampf eine große und täglich zunehmende Rolle spielt.

Ich habe als Unterlage für diese Studien absichtlich nur **amerikanische Quellen***) benutzt. Man darf von diesen bei der nicht sehr großen Bescheidenheit der Amerikaner annehmen, daß sie die Vorkommnisse nicht gerade zu Ungunsten der amerikanischen Anschauung gefärbt haben.

Zwei amerikanisch-englische Kriege, der Unabhängigkeitskrieg (Loslösung der Kolonien vom Mutterland) 1776 bis 1782 und der Krieg 1812 bis 1815 werden hier hauptsächlich behandelt werden. Schließlich werden aber auch noch einzelne Ereignisse aus dem Handelskrieg im Bürgerkrieg (Sklavenkrieg) 1861 bis 1864 herangezogen werden. Im Spanisch-Amerikanischen Kriege führte Amerika gegen den nur geringen spanischen Handel mit Hilfe bewaffneter Hilfskreuzer (Ozeandampfer) einen sehr beschränkten Handelskrieg. Ich schicke zum besseren Verständnis für den mit der Seekriegsgeschichte weniger vertrauten Leser einige kurze allgemeine Daten über diese Kriege voraus.

Nach langjähriger Drangsalierung durch das Mutterland unterzeichneten die zum Abfall bereiten dreizehn nordamerikanischen Kolonien am 4. Juli 1776 ihre bekannte **Unabhängigkeitserklärung**. Im Jahre 1778 trat Frankreich auf seiten der Kolonien in den Krieg gegen England ein, 1779 schloß sich Spanien, 1781 Holland an. In diesem sechsjährigen Kriege mußte England wie nie zuvor um seine Hegemonie zur See ringen. Große Entscheidungen fielen in allen Weltteilen auf dem Wasser.

Der Handelskrieg, hauptsächlich geführt von französischen und nordamerikanischen Kaperkreuzern, welch letztere sich auch auf französische und spanische Häfen stützen konnten, schädigte England schwer. Die amerikanischen Kolonien erlangten bei Friedensschluß die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit. Im übrigen konnte sich kaum eine der beiden Parteien als anerkannter Sieger bezeichnen.

Der **Englisch-Amerikanische Krieg** 1812 bis 1814 entstand aus der brutalen Behandlung, mit der die Herrscherin der Meere, Großbritannien, die Neutralen, insbesondere die Vereinigten Staaten, vergewaltigte. England hatte, ganz analog seinem Verhalten gegen uns, schließlich jeden Handel mit Frankreich verboten. Der Expräsident **Roosevelt**, der diesen Krieg in einem englischen Seekriegsgeschichtswerk dargestellt hat, erklärt die Kriegsgründe dort, wie folgt: „Kein amerikanisches Schiff war vor der Konfiskation sicher. Kein amerikanischer Seemann war an seiner eigenen Küste noch auf der hohen See davor geschützt, zwangsweise von seinem Schiff heruntergeholt und in die englische Marine gepreßt zu werden, wo die «neunschwänzige Katze» als Hauptdisziplinmittel regierte. Vergewaltigung folgte Vergewaltigung in monotoner Folge.“ — „Eines der gewöhnlichsten Vorkommnisse war, daß britische Kreuzer mitten auf hoher See so viele Seeleute von amerikanischen Handelsschiffen herunterholten, daß die Schiffe unfähig wurden, einen Hafen zu erreichen und zugrunde gingen. 2500 amerikanische Seeleute wurden so jährlich mißhandelt.“ Entschuldigend fügt der amerikanische Hauptkriegshetzer aber hinzu: „Wenn eine große Nation (hier England) um Tod und Leben kämpft, kann sie nicht zu ängstlich bei Wahrung der Rechte der Neutralen, die nur problematischen Wert haben, verfahren.“

Dem Fasse der amerikanischen Geduld wurde der Boden ausgeschlagen, als britische Kreuzer sogar amerikanische Kriegsschiffe anhielten und zur Abgabe von Seeleuten zwingen wollten. Nach langem Zögern kam es zur Kriegserklärung. Herr **Roosevelt** sagt dazu abschließend: „Auch Frankreich tat uns damals viel Übles an, und die Methoden Napoleons waren noch gemeiner als die Englands. Aber Frankreich bot unserem Handel Gelegenheit, Geld zu verdienen, England nicht.“ So wurde England der Krieg erklärt. Man sieht, es wurde schon damals nach denselben Gesichtspunkten in Amerika verfahren wie heute.

Da in den Revolutionskriegen auch Frankreich den amerikanischen Handel schwer schädigte — nach Napoleons Dekreten wurde jedes amerikanische Schiff, das sich durch englische Schiffe hatte durchsuchen lassen, fortgenommen — wehrten sich die Vereinigten Staaten 1799 bis 1800 durch einen **Kreuzerkrieg ohne Kriegserklärung**. Amerikanische Privateers kaperten einfach alle französischen Handelsschiffe in Westindien. Es bestand eine Art Zustand des Abbruches der Beziehungen, wie er heute zwischen uns und Amerika besteht.

Das Charakteristikum der beiden amerikanischerseits gegen England geführten Kriege ist das, daß die militärischen Machtmittel Amerikas völlig unzureichend waren und daher von Anfang an der Schwerpunkt auf den mit armierten Handelsschiffen geführten Wirtschaftskrieg gelegt wurde.

Im Unabhängigkeitskrieg 1776 bis 1782 verfügten die abfallenden Kolonien nur über im ganzen 47 kleine Kriegsfahrzeuge mit 1242 Kanonen, die im Kriege selbst gebaut, gekauft oder gemietet wurden. Paul Johnes heißte zum erstenmal auf dem „Ranger“ das neue Sternen- und Streifenbanner, das bald darauf in Lorient durch die Franzosen salutiert und so anerkannt wurde. In England erklärte man diesen Seeoffizier später als Seeräuber und setzte 10000 £ auf seinen Kopf. Diese Kreuzer kaperten im Handelskrieg im ganzen 169 Handelsschiffe im Werte von 6 Millionen Dollar. Dazu wurden nach und nach 792 Handelsschiffe aller Größen als „Privateers“ ausgerüstet. Sie nahmen oder zerstörten etwa 600 Handelsschiffe im Werte von 18 Millionen Dollar. Im Kriege 1812 bis 1815 besaßen die Vereinigten Staaten 23 Kriegsschiffe mit 556 Kanonen, als größte aber nur Fregatten. Diese vernichteten in mehreren Fällen gleich große, prahlerische englische Gegner, was man in England als „national disgrace“ empfand. Sie kaperten im Handelskriege 254 Handelsschiffe im Werte von 6,6 Millionen Dollar. Als Privateers wurden nach und nach 517 Fahrzeuge mit 2893 Kanonen ausgerüstet. Sie nahmen 1345 Prisen im Werte von fast 40 Millionen Dollar.

Diese damals vernichteten Werte sind lächerlich gering im Vergleich zu dem Schaden, den der deutsche Handelskrieg schon bis heute, wo der rücksichtslose U-Bootkrieg erst einen Monat wirkt, der feindlichen Volkswirtschaft verursacht hat. Man wird nicht fehlgehen, wenn man die Gesamtverluste unserer Gegner (einschließlich der Bannwaren führenden neutralen Helfer) schon jetzt (einschließlich Februar 1917) auf mindestens 4,6 Milliarden Mark schätzt*).

Daß die heutigen Verluste so ungeheuer viel größer sind, hat natürlich unter anderm auch seine Ursache darin, daß der damalige Handel und Handelsverkehr weder dem Werte noch der Tonnage nach mit dem heutigen verglichen werden kann. Immerhin zeigen aber diese Zahlen, welche Bedeutung unserm U-Boot- und Kreuzerkrieg beizumessen ist. Die Handelsschiffsverluste in den früheren Kriegen haben jedenfalls in England die Bereitschaft zum Friedensschluß sehr vergrößert. England hatte solche Verluste damals nicht erwartet und würde ohne sie nie der Unabhängigkeit der Kolonien zugestimmt haben. In Amerika war es 1778 besonders **Franklin**, der seiner Regierung den energischen Kreuzerkrieg gegen den Todfeind als beste Waffe empfahl und auf ihn als Mittel zum Erfolge hinwies.

Der Erfinder der Privateers, d. h. der zwecks Kaperkrieges bewaffneten, nicht der Kriegsmacht angehörenden Handelsschiffe, ist — natürlich ein englischer Lord. Nach den Forschungen des englischen Historikers Pepys wurde 1649 das Schiff „Constant Warwick“ für den Earl of Warwick für solche Zwecke gebaut und erstmalig verwendet. Als auch die Franzosen später, 1744 beginnend, diese Form des Guerillakrieges zur See mit Erfolg aufnahmen, fand ihr Vorgehen in England freilich keinen Beifall. Die Amerikaner hatten schon gelegentlich, als sie noch loyale Untertanen Englands waren, für englische Rechnung einige Privateers ausgerüstet und gegen den französischen Handel angesetzt. So konnten sie in ihrem Unabhängigkeitskrieg auf einigen Erfahrungen aufbauen. Ein französischer Admiral tat ihnen den Gefallen und erkannte das neue Kriegsmittel 1778 als legalisiert an, indem er den Salut eines Privateer-Kapitäns Schuß um Schuß erwiderte.

Der Privateer ist entstanden aus einem merkwürdigen Gemisch der verschiedensten Gefühle und Absichten: Vaterlandsverteidigung, gröblichste Gewinnsucht und Habgier. Tapferkeit, seemännisches Können und brutales Vorgehen wirbeln bei ihm wild durcheinander. Einmal überwiegen die edlen Motive, das andere Mal die reinen Seeräuberinstinkte. Unzweifelhaft war die Sucht, sich, wenn auch unter schneidigem Einsatz des eigenen Lebens, rasch bereichern zu können, eine Haupttriebfeder für die meisten Privateer-Leute. Dieses Moment fällt heute, falls uns Amerika noch den Krieg erklären sollte, fort und wird die Kriegslust vieler Amerikaner dämpfen helfen. Ein in der englischen und amerikanischen Marine noch heute zurückgebliebenes Rudiment aus dieser Zeit sind die Kopf- und Prisengelder, die, im Gegensatz zu unseren Einrichtungen, noch immer an die Nehmer feindlicher Handels- oder Kriegsschiffe gezahlt werden. Die von einzelnen Privateers erzielten Gewinne waren sehr hoch und bedeuteten nicht nur für die Kapitäne, sondern auch für die Mannschaften kleinere oder größere Vermögen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Ein ganz kleines Fahrzeug mit 2 Kanonen und 15 Mann Besatzung brachte 19 Prisen in den Hafen. Ein erfolgreicher Privateer brachte für jede Kanone, die er führte, eine Prise ein. Freilich gab es auch viele, die bei der ersten Fahrt in See vom Feinde genommen wurden. Nach amerikanischer Ansicht — und sie ist nicht ganz unrichtig — wurde das Geschäft des „Privateering“ im Einzelfall jedenfalls dadurch geadelt, daß die Kaperkreuzer gelegentlich auch rücksichtslos feindliche Kriegsschiffe angriffen. Das ist wiederholt mit Erfolg geschehen, wenn auch die Erwerbsinstinkte in der Regel

*) Theodore Roosevelt, „The war with the United Staates 1812—15“, in Laird Clowes, „A History of the Royal Navy“. Edgar S. Macley, „A History of American Privateers“, Neuyork 1899. Theodore Roosevelt, „The war of 1812“, Neuyork 1882. George Coggeshall, „History of the American Privateers and Letters of Marque“, Neuyork 1856. Soley, „The blocade and the cruisers.“ Spears, „The History of our Navy“, Neuyork 1897.

*) Nach amtlichen deutschen Veröffentlichungen sind bis Ende Februar 1917 in Summa 3140 Schiffe (darunter 535 neutrale) mit 5,78 Millionen Brutto-Registertonnen (darunter 0,78 Millionen neutrale) vernichtet worden. Der Wert einer Brutto-Registertonne **mit** Ladung ist — gering — mit 900 Mark geschätzt.

dazu veranlaßten, den Kampf mit dem Kriegsschiff ängstlich zu meiden. In beiden Kriegen, die die Vereinigten Staaten gegen England führten, kam es vor, daß Seeoffiziere wechselweise Kriegsschiffe und Kaperkreuzer führten. „Privateering“ war die „Training-school“ der jungen amerikanischen Marine. Tüchtige Führer, wie Josuah Barney, Thomas Truxten, Decatur, waren im ersten Kriege „Privateers“, im zweiten führten sie Kriegsschiffe.

Zum Kaperkreuzer ließ sich anfangs jedes Schiff und Fahrzeug, das seefähig war, ummodeln. Man verwendete offene und halb gedeckte Boote ebenso gut wie voll getakelte Schiffe. Sehr groß waren ja alle Schiffe damals nicht. Im Kriege 1812—1815 entstanden dann, um der englischen Gegenwirkung zu begegnen, jene berühmten Schnellsegler, die eine für ihre Größe ungeheure Beseglung führten und unter schneidigen Kapitänen ihrer Schnelligkeit halber unerreichbar für die englischen Kriegsschiffe blieben. Der Motor, der Wind, war ja beiden gemeinsam; beide, Verfolger und Verfolgter, waren gleichermaßen abhängig von ihm. Freilich sind auch die Fälle nicht selten, daß diese Schnellsegler in plötzlichen Böen kenterten oder sonst zugrunde gingen. Man stellte so viele Kanonen auf, als das Schiff tragen wollte. Wichtig war eine lange, weittragende Kanone im Bug, um den Verfolgten zum Beidrehen zwingen zu können. Hielt man anfangs zehn Kanonen und sechzig Mann Besatzung für eine starke Bewaffnung, so stieg sie nach und nach auf das Doppelte. Die Mannschaften drängten sich zu den Privateers. Kapitäne und Offiziere nannten sich selbst „gentlemen sailors“. Die übrige Mannschaft bestand aus tüchtigen Kerlen, meist guten Seeleuten, die eben um jeden Preis zu Geld kommen und dafür den Teufel aus der Hölle holen wollten. Alle Berufsklassen, auch akademisch Gebildete, Pfarrer, Ärzte, sollen unter den Privateers vertreten gewesen sein. Zeitweise hatte scheinbar eine Art „Wahnsinn“ (craze) die Amerikaner nach „Privateering“ erfaßt. Sogar eine Dame soll eine Zeitlang diesem Gewerbe des privilegierten Seeraubes als Kapitän obgelegen haben. Erfolg war die Hauptsache. Dem tüchtigen erfolgreichen Führer strömten die Leute in Massen zu. Die ersten Mittel zur Ausrüstung der Kaperkreuzer brachte eine Erwerbsgesellschaft von Kapitalisten auf, die dann an der Beute halben Anteil hatte. Die Teilung des Gewinns war von vornherein nach Grundsätzen geregelt. Manche Kapitäne haben Hunderttausende von Dollars verdient. Es war nicht selten, daß jeder gewöhnliche Seemann auf einer Reise 1000 Dollar Anteil neben seiner Heuer erwarb. Die Berechtigung, in legalisierter Weise den feindlichen Handel zu schädigen und sich und die Unternehmer dabei schadlos zu halten, erwarb der Führer durch einen „letter of marque“ oder eine „commission“, amtliche Beglaubigungen, die ihn vom rechtlosen Seeräuber unterscheiden sollten, und die ihm ziemlich allgemein vorschrieben, wie er sich verhalten solle. In andere Beziehungen zur militärisch organisierten Kriegsmacht traten die Besatzungen der Privateers nicht. Im besonderen erwarben sie kein Anrecht auf staatliche Pensionen. In Artikel 2 einer solchen „commission“ wurde dem Führer gestattet, „mit Waffengewalt anzugreifen, zu zwingen, und zu nehmen alle Schiffe und Fahrzeuge jeder Art, die Soldaten, Waffen und Konterbande führten“. In einer „commission“ des Privateers „Greyhound“ wird in bezug auf feindliche Handelsschiffe sein Recht, „to sink, burn or destroy“ (zu versenken, zu verbrennen oder zu vernichten) besonders betont (Macley, S. 123). Auch sonst wird das Recht, feindliche Schiffe nicht nur zu nehmen, sondern auch zu zerstören, öfters hervorgehoben. Das ist für unsere jetzige Lage wichtig, weil die amerikanischen Noten aus durchsichtigen Nützlichkeitsgründen — von der englischen Auffassung gar nicht zu reden — uns mehrfach das Recht haben bestreiten wollen, genommene Schiffe, die wegen Gefährdung des Prisen-Nehmers nicht eingebracht werden können, zu versenken. Ich werde später noch auf solche Versenkungen zurückkommen. Jedenfalls stehen uns in dieser Beziehung „alte, bewährte und überlieferte Gewohnheitsrechte“, auf die sich die Engländer immer so gern berufen, zur Seite.

Von besonderem Interesse für uns Deutsche ist ferner, nachdem die amerikanische Auffassung uns wiederholt die Möglichkeit der Führung eines U-Bootkrieges bestritten hat, weil das U-Boot an sich dazu ungeeignet wäre, die Frage, wie sich die Privateers bei der Durchführung ihres Kreuzerkrieges verhalten haben. In den amerikanischen Noten und sonstigen Äußerungen wird z. B. behauptet, die Form des Anhaltens des zu untersuchenden Handelsschiffes müsse die sein, daß der Kreuzer ein Boot an Bord schicke und Papiere sowie die Ladung untersuchen lasse. Ferner, Passagierschiffe dürften nicht angegriffen, genommene Prisen müßten in den Hafen eingebracht und abgeurteilt, dürften aber nicht versenkt werden. Aus den zahlreichen Logbüchern der Privateers und sonstigen Schilderungen ergibt sich ein völlig einwandfreies Bild, wie diese damals den amerikanischen Kreuzerkrieg führten: Sobald dem Kaperkreuzer ein Schiff in Sicht kam, wurde auf dasselbe zugehalten. Schien es ein Kauffahrer zu sein — dies auszumachen, war schwierig, und gelegentlich lockten die maskierten englischen Kreuzer ihre Gegner in sichere Reichweite, um sie dann besser vernichten zu können — so ging der meist schnellere Privateer längsseit und fragte: „Was ist das für ein Schiff?“ Erfolgte nicht sofort eine klare Antwort — meist antworteten die bewaffneten Kauffahrer, wenn der Fluchtversuch aussichtslos schien, sofort mit einer Breitseite — so feuerte der Kaperkreuzer ohne weiteres in das Schiff hinein, bis die Erklärung erfolgte, daß man sich ergäbe. Aus dem Jahre 1799 wird z. B. erzählt, daß der Privateer „Jason“ dem bewaffneten englischen Handelsschiff „Hazard“ zurief: „Senden Sie ein Boot.“ — Antwort: „Mein Boot ist leck und kann nicht schwimmen.“ — Rückantwort: „Versaufen Sie meinetwegen, aber schicken Sie das Boot, oder ich schieße.“ Die Schilderung fährt fort: „Alsbald kam das Boot, und die Mannschaften der genommenen Prise wurden in Eisen gelegt.“ Ähnlich wurde offenbar meist verfahren. Die Kämpfe wurden rücksichtslos durchgefochten. Man feuerte wechselseitig auf ganz geringe Entfernungen mit Rundkugeln, eisernen Stangen, gehacktem Eisen aufeinander los. Die Verluste an Menschenleben waren oft sehr bedeutend. Oft wurde dann auch geentert und so der letzte Widerstand im Handgemenge gebrochen. Wenn irgend angängig wurde die Prise durch ein an Bord geschicktes Prisenkommando in den Hafen gebracht. Der Verdienst stand ja im Vordergrunde! Besatzung und Passagiere der Prise wurden in Eisen gelegt und in die unteren Schiffsräume durch Schließen der Ladeluken eingesperrt. Gelegentlich gelang es aber den Eingesperrten doch, die Prisenbesatzung zu überwältigen und so das Schiff wieder zu nehmen. Als Passagierschiffe dienten damals sogenannte „packet ships“, große, schnell segelnde Fahrzeuge, die meist als „runner“, d. h. einzeln und ohne Konvoischutz, ihr Heil auf der Fahrt über See versuchten. Sie waren allgemein stark bewaffnet. Um zu beweisen daß die Amerikaner damals selbst Passagierschiffe in der oben beschriebenen Art rücksichtslos angriffen, gebe ich aus amerikanischen Privateer-Logbüchern einzelne verkürzte Daten, wobei immer zu bedenken ist, daß die amerikanische Geschichtschreibung nicht gerade schwarz gemalt haben wird:

Am 13. Juni 1776 griff der Privateer „Tyrannicide“ das Passagierschiff „Despatch“ an. Kampf dauerte eine Stunde. Ein Toter, sieben Verwundete. Am 29. März 1779 derselbe Privateer die Brigg „Revenge“. Viele Tote und Verwundete.

1778 nahm der Privateer „Vengeance“ die packet-ships „Harriet“ und „Eagle“. Unter den zahlreichen Toten und Verwundeten werden besonders auch englische Passagiere erwähnt.

Herbst 1812 kaperte der Privateer „Highflyer“ das Postschiff „Burchall“. Besonders erwähnt wird, daß sich auch Frauen als Passagiere an Bord befanden. Viele Tote und Verwundete.

Im September 1813 nahm der Privateer „Saratoga“ das Passagierschiff „Morgian“. Unter den Toten war der Kapitän.

Im September 1814 wurde das Postschiff „Princeß Elisabeth“ durch Privateer „Harpy“ nach hartem Kampf genommen. Unter den Passagieren befand sich der türkische Gesandte. Drei Tote und zahlreiche Verwundete. Alles Geld wurde an Bord genommen.

Diese Liste ließe sich natürlich beträchtlich erweitern. Die Angaben beweisen aber, daß die amerikanischen Humanitätseinwendungen gegen unsern U-Bootkreuzerkrieg völlig nichtig sind, sofern ihr eigenes früheres Verhalten einen Maßstab gibt. Die spätere Geschichtschreibung wird erweisen, daß unsere U-Boote im Kreuzerkrieg höflicher und rücksichtsvoller vorgegangen sind als seinerzeit die amerikanischen Privateers; nicht selten sogar unter Gefährdung des eigenen Bootes und unter Verzicht auf die ihnen eigentümlichen Waffen, die Unsichtbarkeit und den Torpedo, die die Privateers nur deshalb nicht anwendeten, weil es sie noch nicht gab.

Es ist wohl richtig, daß die „Privateer“-Besatzungen oft Wert darauf legten, gegen Passagiere und auch gegen besiegte Gegner „gentlemanlike“ aufzutreten. Es war das eine Art Sport, den man sich leistete, wenn der Verdienst gut war. Im Falle der eigenen Bedrängnis gingen sie aber ohne jede Rücksicht vor. Der Führer des Kaperschiffes „General Pickering“ ließ 1780 im Kampf mit einem Passagierschiff die rote Flagge, d. h. „Pardon wird nicht gegeben“, heißen und rief durch das Sprachrohr herüber: „Fünf Minuten Zeit zum Übergeben, oder ich versenke das Schiff mit Mann und Maus.“ Der Kampf hatte schon stundenlang gedauert. Der Amerikaner war knapp an Munition. Er wollte „bluffen“ und erreichte auch sein Ziel. Die Zahl der Toten und Verwundeten war besonders groß. Das ganze Oberdeck lag voll.

Auch für die Tatsache, daß zahlreiche gekaperte Schiffe versenkt wurden, wenn ihre Einbringung der Entfernung halber oder aus anderen Gründen unmöglich war, will ich einige positive Daten geben: Der Privateer „Grand Turk“ versenkte 1813 die englischen Schiffe „Pink“, „Brothers“, „Robert Stewart“ und „Commerce“. Der Schoner „Frolic“ versenkte 1814 elf genommene Prisen. Der Privateer „Comet“ versenkte 1813 von seinen Prisen neun Schiffe, „as there was too much risk in attempting to send them into port“. Der Kaper „Rossie“ verbrannte 1812 in neun Tagen von achtzehn genommenen Schiffen sieben.

„Chasseur“ verbrannte oder versenkte zwei Prisen dicht vor Martinique. Eine besondere Maßnahme leistete sich der Privateer „The true blooded Yankee“ 1813. Er erklärte die englische Küste für blockiert, richtete also für sich allein eine Art Sperrgebiet ein, ähnlich, wie unsere U-Boote es mit besseren Machtmitteln jetzt tun. Er ließ bei Lloyds in London eine Erklärung anschlagen, daß er alle genommenen Schiffe versenken oder verbrennen werde. In der Tat versenkte er dann sieben Schiffe unter der englischen Küste.

Auch neutrale Schiffe wurden gelegentlich rücksichtslos angegriffen. Der Privateer „Royal Hester“ holte von einem dänischen Kauffahrer 8000 Goldstücke herunter. Am 23. Juli 1813 griff der Kaper „Yankee“ einen Spanier an. Der „Comet“ unternahm es Januar 1813 sogar, ein kleines portugiesisches Kriegsschiff anzugreifen, das einige englische Schiffe konvoiierte. Das Studium dieses Handelskrieges ergibt immer wieder, daß die Amerikaner ganz rücksichtslos der Erreichung ihres Kriegszweckes nachgingen.

Selbstverständlich war der englische Zorn und Haß auf diese Störer ihres „friedlichen Handels“ grenzenlos. Auch damals fürchteten schon vorsichtige Engländer eine Hungersgefahr durch den Handelskrieg. So schrieb 1814 eine Zeitung: „God knows, if this americal war continues much longer, we shall all die with hunger.“ Man rächte sich durch geradezu nichtswürdige Behandlung der gefangenen Kaperkreuzeroffiziere und -besatzungen. Zunächst erklärte man alle Privateers als Piraten. Der später bekannt gewordene Josuah Barney wurde durch den Kommandanten der britischen Fregatte „Penelope“ gröblichst beschimpft. Er rief ihm zu: „Es ist die Tat eines Feiglings, mich hier als Gefangenen schlecht zu behandeln.“ Der „chief Keeper“ des berüchtigten Gefangenenschiffes „Jersey“ rühmte sich, mehr Gefangenen durch unzureichende Nahrung und Mißhandlung getötet zu haben, als im ganzen Kriege vor dem Feinde gefallen seien. Man versuchte auch — besonders 1812 —, Amerikaner, die in der englischen Marine dienten, durch schlechte Behandlung zu veranlassen, gegen ihr Vaterland weiterzudienen. Die sich Weigernden wurden auf halbe Ration gesetzt, mit der neunschwänzigen Katze ausgepeitscht und, mangelhaft bekleidet, in elende Gefängnisse eingesperrt. „Schwimmende Höllen“ nannten die Amerikaner die Gefangenenschiffe (Spears).

Zwei historische Tatsachen, die diese Gefangenenmißhandlung drastisch erläutern, sollen hier noch gegeben werden: 1780 wurden 71 gefangene Privateer-Offiziere auf dem Linienschiff „Yarmouth“ nach England gebracht. Sie wurden in einem licht- und luftlosen Raum direkt über dem Schiffstiel mit rundem Boden von nur 12×20 Fuß Rauminhalt geschafft, in dem ständig stinkendes Bilgewasser stand. Es war unmöglich, aufrecht darin zu stehen. Fünf Decke befanden sich über dem Raum. Das Schiff war 53 Tage unterwegs. Elf Gefangene starben im Wahnsinn. Kein Arzt wurde zugelassen. Die Nahrung war absolut unzureichend. Man verheimlichte den Tod der Verstorbenen, solange es ging, um sich in die für sie bestimmte Nahrung zu teilen. Als die Gefangenen in Plymouth an Deck gebracht wurden, waren sie unfähig, zu stehen oder in das Licht zu sehen. Sie fielen als hilflose Masse zu Boden. Schließlich kamen sie nach Old Mill Prison (Macley). Auch 1812 bis 1815 war die Behandlung der Gefangenen die gleiche. Berüchtigt war besonders das inmitten von großen Sümpfen gelegene Darmouth Prison. Am 6. April 1815 ließ dort der betrunkene Lagerkommandant, weil er eine Rebellion „vermutete“, unterschiedslos in die in enge Höfe zusammengedrängten 1000 Gefangenen hineinfeuern. Seine Offiziere weigerten sich anfangs, dem Befehl zu gehorchen. Da erteilte der Lagerkommandant selbst Befehl an die Soldaten (Macley, S. 373). 7 Tote und 60 Verwundete lagen auf der Strecke. Der Zorn und Haß in Amerika auf England, der noch lange nach dem Kriege fortbestand, hat seine Hauptursache in dieser Mißhandlung von Gefangenen gehabt. Heute hat man aber diese Tatsachen in Amerika scheinbar ganz vergessen. Das Munitionsgeschäft blüht. Davor schwinden alle etwaigen Rücksichten und verblassen alle Erinnerungen. Bekanntlich hat England versucht, auch unsere gefangenen U-Bootmannschaften schlecht zu behandeln. Diese historischen Tatsachen geben Anhaltspunkte, was geschehen wäre, wenn wir nicht in der Lage gewesen wären, durch Repressalien sofort Gegenmaßnahmen zu treffen.

Damit soll dieser historische Rückblick auf die englisch-amerikanischen Kriege abgeschlossen werden. Ich gebe anschließend noch einige wenige, zur Sache gehörige Daten aus dem amerikanischen Bürgerkriege 1861—1864. Die Südstaaten (Sklavenstaaten) verfügten damals über keine Industrie und über einen nur geringen Handel. Umgekehrt lagen die Verhältnisse bei den Nordstaaten. Es war daher natürlich, daß Jefferson Davis, der Präsident der Südstaaten, unter Benutzung der historischen Erfahrungen auch einen Handelskrieg einleitete. Obwohl England die Südstaaten sofort als kriegführende Partei anerkannte, versuchten die Nordstaaten trotz der Privateers von 1812 die sezessionistischen, durch Seeoffiziere geführten Kreuzer als rechtlose Freibeuter zu erklären. (Savannah Pirates!) Auf Einspruch Englands, dessen Geschäftsinteressen die Unterstützung der Südstaaten verlangten, unterblieb es aber schließlich. Es ist bekannt und an anderer Stelle von mir näher ausgeführt, wie die Engländer diesen für die Union sehr unangenehmen Handelskrieg unterstützten. Die meisten der südstaatlichen Kreuzer wurden in England gebaut, mit englischer Hilfe armiert und von dort mit Kohle versehen. Damals hat man das in Neuyork energisch beanstandet, heute tut man uns gegenüber tatsächlich dasselbe, was man früher als unneutral erklärte. Über die den Handelszerstörern ausgestellten „Instruktionen“ sagt der amerikanische Historiker Soley: „Sie waren kurz und überließen vieles dem Ermessen der Führer, das Meiste aber ihrer Brandfackel.“ Demgemäß verfuhren diese Schiffe. „Sumter“, „Florida“, „Rappanahok“, „Shennadoah“ und besonders die „Alabama“ verbrannten und versenkten eine stattliche Anzahl von Prisen. Die letztere in 2 Monaten allein 20. Auf Einbringung in die eng blockierten Südstaatenhäfen mußte man ganz verzichten.

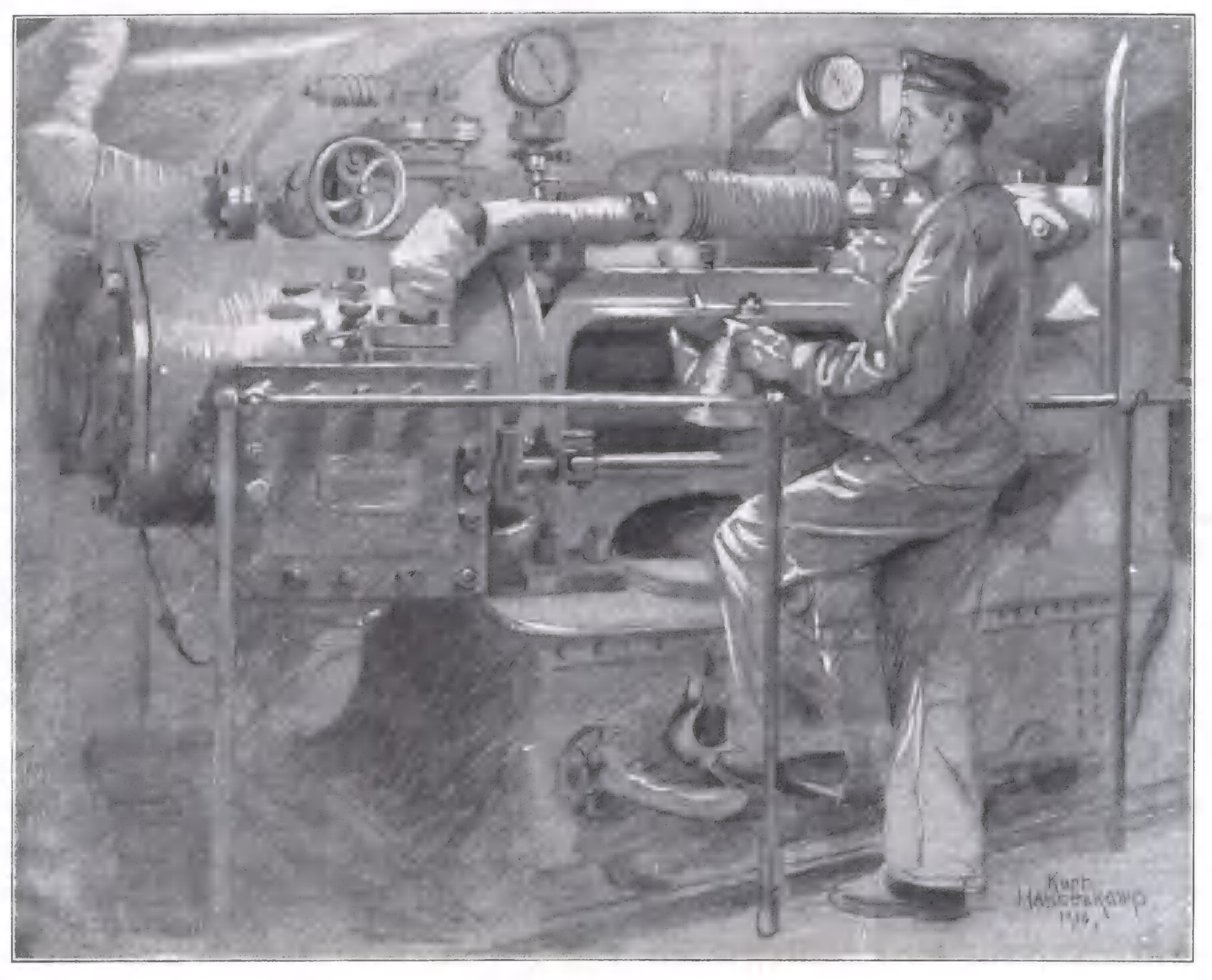
Abschließend sagt der vorerwähnte amerikanische Geschichtschreiber: „Der Kaperkrieg ist als Kriegsmittel wenig romantisch oder ritterlich, der hochstehende Seeoffizier wird sich zu diesem Dienst nicht drängen, aber diese Kriegsform erfüllt in einem außerordentlichen Grade das Hauptziel des modernen Krieges, die wirtschaftliche Schädigung des Gegners.“ Nicht mehr und nicht weniger will auch

unser deutscher Kreuzerkrieg, den wir mit Überwasserschiffen und dem modernen Kriegsmittel, dem Tauchboote, geführt haben und außerhalb des Sperrgebietes weiterführen werden. Der „New York Herald" sprach am 14. Februar 1917 unter Bezugnahme auf den im Atlantik wirkenden geheimnisvollen deutschen Handelszerstörer von „Prussian Raiders Piracy". Uns nennt man also „Piraten". Die tapferen, freilich auch geldlich stark interessierten amerikanischen Privateers aber werden in allen amerikanischen Geschichtswerken mit der bekannten amerikanischen Bescheidenheit überschwenglich als Nationalhelden, Retter des Vaterlandes, unübertreffliche Seeleute gefeiert.

Ich habe in vorstehendem, gewissermaßen retrospektiv, den amerikanischen Kreuzerkrieg mit dem von uns bislang nach Prisenordnung geführten Handelskrieg in Vergleich gestellt. Der jetzt seit 1. Februar 1917 eingerichtete rücksichtslose U-Bootkrieg im Sperrgebiet hat eine Parallele nur in den völkerrechtswidrigen Maßnahmen Englands in diesem Kriege gegen uns. Er erwidert die von England ausgegangenen Gewaltakte. Er trifft Gegner und leider auch Neutrale, er trifft aber die betroffenen Schiffe nicht ungewarnt. Jedes Schiff, das sich in das Sperrgebiet begibt, kennt sein mögliches Schicksal. Er trägt der Eigenart des neuen Seekriegsmittels, des Unterseebootes, seiner Unsichtbarkeit, seiner an die Segelschiffszeit erinnernden großen Seeausdauer, seinen tödlichen Waffen gegen bewaffnete und unbewaffnete Gegner, aber auch der leichten Verletzbarkeit des kleinen U-Bootes bewußt Rechnung. Während der frühere Handelskrieg seine Beute meist auf den Hauptrouten des Ozeans, fern der feindlichen Gegenwirkung suchte, findet das U-Boot im Sperrgebiet selbst die Objekte seines Angriffes, dort nämlich, wo der feindliche Handel, um nutzbar zu werden, den Häfen zu und zusammenströmt. Fast ohnmächtig steht die „Beherrscherin der Meere", die Riesenflotte Großbritanniens, diesem Treiben gegenüber. Englands Handelsschiffe müssen sich — zum ersten Male! — scheu in den neutralen Küstengewässern nach ihren Zielen hinschleichen. Der Truppentransport nach dem nahen Osten muß über Frankreich und Italien geleitet, Seewege dabei möglichst vermieden werden. Das alles macht den neuen Handelskrieg so aussichts- und wirkungsvoll. Das freche englische Wort: „Die See verträgt nur einen Beherrscher, Großbritannien", hat sich als unwahr erwiesen. Das deutsche U-Boot ist der Lebensmittel- und Zufuhrdiktator für England geworden. Wir kämpfen um unsere Existenz gegen eine Überzahl von Feinden und gegen die Mißgunst und Habsucht von vielen Neutralen. Die neue Waffe, die durch ihre Erfolge auch ein neues Recht, ein wirklich freies Meer, das nicht mehr der angemaßten Polizeigewalt englischer Seetyrannei unterworfen ist, schaffen soll und schaffen wird, liegt fest und sicher in unserer Hand. Kein Gegner und kein Neutraler wird sie uns fortab aus der Hand schlagen. Heilig sind unsere Ziele, ihre Heiligkeit weiht auch die neue Waffe. Sie wird uns, so Gott will, zu dem Siege helfen, der die brutalen Vernichtungsabsichten unserer Gegner für ewig zuschanden macht.



Seemannsstolz.



Turmdrehmaschine.

Bei unserer Marine im Weltkrieg.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem am 15. März verstorbenen Marinemaler Kurt Hassenkamp.

Das Kasino dicht hinter der Front.

Von H. Schoenfeld.

Der lange Stellungskrieg brachte die Notwendigkeit der Errichtung von Barackenlagern für die jeweils abgelösten Teile einer Schützengrabentruppe mit sich. Damit eine wahre Erquickung für das Offizierkorps der fechtenden Verbände. Meist wird es sich um die Lager eines Regiments handeln, und die jeweils aus dem Schützengraben zu kurzen Ruhetagen zurückgezogenen Teile werden etwa die Stärke eines Bataillons haben. Der natürliche Mittelpunkt einer solchen Siedlung ist das Offizierskasino. Ihm wurde von vornherein, man kann sagen vom ersten Spatenstich an, eine besondere Sorgfalt gewidmet, denn es sollte ja der besondere Stolz, das Tuskulum der Offiziere werden. Die geschicktesten Zimmerleute, die saubersten Maurer wurden ausgesucht, den idyllischen Bau eines solchen Offiziersspeisehauses dicht am Feind auszuführen.

So entstanden in einem famosen Wetteifer von Nachbarregimentern zumeist ganz überraschende Schöpfungen mit einfachen Mitteln: Dachpappe, Holz, Tuch zum Bekleiden der Wände. Das begeisterte Offizierkorps legte gern zusammen: ein stattlicher Kasinofonds war im Nu gebildet, monatlicher Kasinobeitrag ward gern geleistet. Davon bestritt man die einmalige Anschaffung von Tafelgerät, ein paar Bildern, ein paar gutgemeinten „Gobelins" und Kokosmatten auf dem Fußboden, elektrischen Kronleuchtern und Vorhängen. Gleich sah der vorher so kahle Raum einladend und behaglich aus.

Kameraden warben bei den Daheimgebliebenen um weitere Beiträge: alsbald gingen Faulenzerkissen, eine schöne Schlaguhr, Bücherregale, Rauchtischchen ein. Schon gliederte sich das Bibliotheks-, Rauch- und Spielzimmer an, denn Bücher kamen rasch und reichlich herzu; auch Tischdecken.

Diese „Kasinobaracke" auch äußerlich kenntlich zu machen, trug man Sorge, durch sorgsam gelöste Baumrinde, also große Borkenstücke, eine ebenso einfache wie vornehme Verkleidung für die kahlen Bretteraußenwände zu gewinnen. Ein Vorbau schaffte luftige Veranden mit Blumenkisten, Blumenampeln und üppigem Blumengerank. Nachmittags trank sich's da ideal Kaffee. Man plauderte, las, spielte: fühlte sich glücklich und wie im Kasino der Garnison.

Das Ganze stellte man unter der Leitung eines architektonisch gebildeten Kameraden in eine trefflich angepaßte Umgebung. Es wurde gepflanzt, gejätet, gepflastert und gehackt, bis das kleine freundliche Kasino inmitten des Lagers oder etwas abseits in seinem engeren, künstlerisch oft äußerst wirksam abgetönten Rahmen stand: im Garten mit Lauben aus Birkenholz, einem hell gestrichenen Musikpavillon und flankierenden Springbrunnen. Aus den Trümmern der zahlreichen umliegenden Gehöfte oder ganzer Dörfer scharrten fleißige Hände die Fliesen, die der Belgier und Franzose in seinen Hausfluren und Küchen liebt. Man belegte einen Vorplatz damit. Hier spielte nun täglich zur Zeit des Mittagmahles die Regimentskapelle. Drinnen floß den tafelnden Herren die Unterhaltung noch einmal so lustig bei den belebenden Weisen der wohlvertrauten aktiven Kapelle, draußen standen die Mannschaften vergnügt und andächtig um die Kapelle herum, und gern ward der Zutritt zum Kasinogarten gestattet, solange nichts zertrampelt wurde oder nicht sonstige Ungebühr vorkam.

Nach und nach kam dann wohl noch ein Badehäuschen, ein gemauerter Garderoberaum dazu. Größte Sorgsamkeit wurde aber von Anfang an der Küchenanlage geschenkt. Wenn irgend möglich, mauerte man Anrichte, Ordonnanzenraum, Küche und Speisenkammer aus Steinen auf. Auch die vielbeschäftigten Ordonnanzen sollten bequemes Hantieren haben, und dem Koch, dem guten Geist der Offiziersküche, schaffte man auch gern alle Erleichterungen. Er hat es nicht leicht, so ein Feldkasinokoch. Er muß täglich zweierlei Küche halten: für den größeren Teil der Herren im Schützengraben und die Herren von der Kasinotafel. Meist speiste man auch abends warm, was nach der Unregelmäßigkeit tagelangen Schützengraben-Lebens verständlich ist und auch bei den oft zugigen Schlafbaracken der Körperwärme, dem Wohlbefinden des Magens nur zugute kommt.

Abends konzertierte ein Quartett, ein Trio der Regimentskapelle. Bis Mitternacht im Höchstfalle. Hoch ging die Stimmung, alte Freundschaften wurden befestigt, neue geschlossen. Wo hätte man so bald eine schönere Stätte zu vaterländischer Lust und Kameradschaftspflege in dem Trümmerfeld der Schlachtzone gefunden?

Mußte das Regiment wandern, dann erschollen gar bewegliche Klagen um das liebe Nest, das Kasino, das man hergeben mußte. Mit gemischten Gefühlen packten die Ordonnanzen, die Köche das Geschirr in die Kisten; der „Kasinodirektor" nahm brummend seine „Gobelins" von der Wand, rollte seine Kokosmatten und schwur, daß er im nächsten Gefechtsbereich so ein Kasino nie und nimmer wieder finden würde.

Der einzige Trost blieb, daß die Nachfolger deutsche Kameraden seien, die sich an dem Anblick des idyllischen Holzbaues ebenso weiden, sich's darin ebenso wohl sein lassen würden wie die Vorgänger. Und nicht einer ist, der den bösen Feind nicht in der Erde tiefsten Schlund, beim bloßen Gedanken an eine Granate, verwünschen möchte, die in dieses Kunstwerk von Menschenhand, diese Stätte, aus Liebe und Stolz zum Behagen tapferer Kämpen geschaffen, platzen und mit einem Krach alles kurz und klein schlagen könnte.



Eine Erinnerung an die siegreiche Seeschlacht vor dem Skagerrak am 31. Mai 1916: Das Linienschiff „Thüringen“



en" im Gefecht. Nach einem Aquarell für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Marinemaler Claus Bergen.







General v. Falkenhayn, der Führer einer Armee in Rumänien, mit seinen Stabsoffizieren auf dem Wege in die Stellungen.

Links oben: Eine deutsche Husarenabteilung hinter der mazedonischen Front setzt bei Sdruga über die Drina.

Links Mitte: Türkische Artillerie in den verschneiten Karpathen auf dem Marsche in die Sereth-Stellungen.

(Phot. Bild- und Film-Amt.)



Wassermühle in den verschneiten Karpathen auf der ins Petroleumgebiet von Campina führenden Paßstraße.



Holzmarkt in der mazedonischen Stadt Ochrida am bulgarischen Triumphtor mit der 300jährigen Eiche.

Von den Kriegsschauplätzen in Mazedonien und Rumänien.



Sturmangriff. Nach einer Federzeichnung von Theo Scharf.

Mit Genehmigung der Galerie Baum in München.

Kulturrundschau der Leipziger „Illustrirten Zeitung“.

Meinungsaustausch führender Geister.

Bildungswert der Naturkunde. Die tiefgreifenden Veränderungen, welche der beispiellose Weltkrieg auf allen Gebieten unseres Kulturlebens unzweifelhaft hervorrufen muß, werden sicher auch im höheren wie im niederen Schulwesen großartige Reformen herbeiführen. Wie diese im einzelnen sich entwickeln sollen, vermag niemand vorauszusehen; wohl aber kann jeder einzelne Lehrer und für die Unterrichts-Reform Interessierte im allgemeinen, je nach seinen persönlichen Erfahrungen, die Richtlinien andeuten, in denen nach seiner Überzeugung der gewünschte Fortschritt am besten zu erstreben ist. Wenn ich als alter Naturforscher von 83 Jahren, der ich den zoologischen und anthropologischen Unterricht an der Universität Jena ein halbes Jahrhundert hindurch vertreten habe, in diesem Sinne meine Ansichten kurz andeuten darf, so muß ich folgende Punkte hervorheben: 1. Die gewaltigen Fortschritte, welche die Naturerkenntnis auf allen Forschungsgebieten während des neunzehnten Jahrhunderts, und ganz besonders in dessen zweiter Hälfte, gemacht hat, haben den allgemeinen Bildungswert der Naturkunde in ungeahntem Maße erhöht; sie muß daher den Anspruch erheben, daß ihr in allen Schulen, höheren wie niederen, ein viel größerer Spielraum in bezug auf Stundenzahl und Lehrmittel zugestanden werde; dies ist nur möglich, wenn eine entsprechende Beschränkung in denjenigen Fächern eintritt, die bisher in erster Linie bevorzugt wurden – so besonders in den alten Sprachen und in der Altertumskunde auf den klassischen Gymnasien. 2. In erster Linie ist dabei der unschätzbare Wert der modernen Entwicklungslehre hervorzuheben, wie sie sich im Laufe des letzten Jahrhunderts auf allen Gebieten der Naturforschung fruchtbar erwiesen hat, in Kosmologie und Geologie, Biologie und Anthropologie; an letztere schließt sich unmittelbar die Urgeschichte und Kulturgeschichte der Menschheit an und an diese die Völkergeschichte oder die sogenannte „Weltgeschichte“. Dadurch wird die unnatürliche Kluft ausgefüllt, welche bisher zwischen den „historischen“ und den „exakten“ Wissenschaften bestanden hat. Ebenso wird der falsche und irreführende Gegensatz beseitigt, welcher noch jetzt in weiten Kreisen zwischen „Naturwissenschaften“ und „Geisteswissenschaften“ festgehalten wird. Beiden Gebieten in gleicher Weise gehört die Psychologie an, sowie die Erkenntnistheorie, die Soziologie, die Ethik, die Pädagogik und verwandte Wissenschaften. 3. Die ungeheure Ausdehnung, welche unser Wissensgebiet infolge der notwendigen Arbeitsteilung und der fortschreitenden Spezialisation erfahren hat, bedingt notwendig einerseits eine gründliche Vertiefung in die Einzelheiten jedes Faches, andererseits als Gegengewicht die Gewinnung einer allgemeinen Übersicht über das ganze Gebiet; daher ist neben der Bedeutung der Empirie, der Erfahrung durch Beobachtung und Experiment, überall der hohe Wert der Philosophie zu betonen, als der allgemeinen Wissenschaft, in deren Brennpunkte sich alle divergenten Strahlen der einzelnen Fachkenntnisse wieder sammeln müssen. Die Pflege der monistischen Naturphilosophie – sowohl in ihrer theoretischen Bedeutung für eine klare einheitliche Weltanschauung wie in ihrem praktischen Bildungswerte für eine gesunde Lebensführung – ist daher für die Zukunft des höheren Schulwesens höchst notwendig. Wirkl. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ernst Haeckel.

Der Aufstieg der Begabten – ein Kulturideal. Das Individuum ist der Träger der Kultur, das talentierte oder geniale Individuum ihr Förderer. Der Staat kann nur die äußeren Veranstaltungen der Kultur schaffen und aufrechterhalten. Die menschliche Gesellschaft ist nur imstande, dem Kulturstrom und seinen Verästelungen neue Betten und Rinnen zu bereiten. Dagegen Kultur besitzt und schafft allein das Individuum. Zwar gibt es keine isolierten Individuen. Jedes Individuum ist von seiner Volksgemeinschaft, von Kulturströmung und Zeitgeist abhängig. Aber die mächtigen Förderer des Fortschritts wachsen darüber hinaus. Je zahlreicher die Genies sind, die ein Volk im Laufe seiner Entwicklung hervorgebracht hat, desto höher steht das Volk auf der Stufenleiter der Kultur. Daraus ergibt sich für jedes selbst- und zielbewußte Volk die Aufgabe, alle genialen Begabungen, die aus seinem Schoße sich losrangen, zu größtmöglicher Entfaltung zu bringen. „Aufstieg der Begabten“, „Freie Bahn dem Tüchtigen“: das sind Schlagwörter der Zeit geworden. Eine bewunderungswürdige Leistungsfähigkeit hat unser Volk nach jeder Richtung hin gezeigt. Diese Tatsache schlechthin als eine Bewährung unserer Schule hinzustellen, erscheint mir eine allzu gewagte Behauptung. Es gibt viele Urteilsfähige, die behaupten, daß unser Volk trotz seiner Schule so leistungsfähig sei. Und für diese Behauptung gibt es schwerwiegende Gründe. Es ist ja auch öffentliches Geheimnis, daß an nicht wenigen Stellen ein erschreckendes Nichtkönnen zutage getreten ist. Jedenfalls herrscht heute, mehr oder weniger klar bewußt, die Überzeugung, daß unser Volk noch weit leistungsfähiger gemacht werden kann. Deshalb ruft man allerorten nach Schulreform. Mir persönlich gereicht das zur Genugtuung, denn ich bin seit mehr als zwei Jahrzehnten wiederholt gegen die ausschließlichen Berechtigungen der höheren Schulen aufgetreten. Freilich fand ich nur ein volles Echo bei den Enterbten und Stiefkindern der Bildung. Die Not der Zeit, das Ahnen der ungeheuren Aufgaben, die nach dem Kriege unserer harren, hat die Forderung gereift, alle großen Begabungen der deutschen Kulturarbeit dienstbar zu machen. Bis jetzt ist die Bildung geradezu eine Angelegenheit der Kasten und Stände. Die Vorbedingung ihrer Erwerbung ist in erster Linie der elterliche Geldbeutel. Man rede nicht von dem geringen Prozentsatz der Freischüler, der sich ja doch nur aus Kindern der Städte mit höheren Lehranstalten zusammensetzt! Welche Bildungsmöglichkeiten haben die begabten Kinder der kleinen Städte und des platten Landes? Von der Schulreform, die nur hier und da einige Keime angesetzt hat, darf man sich keine gründliche Abhilfe des Verkümmerns genialer Begabungen versprechen. Mit Freischule allein ist dem Besitzlosen nicht gedient. Man könnte nun Mittel bereitstellen, aus denen besonders Begabte unterhalten würden. Ganz abzulehnen ist dieser Weg nicht. Allein, er würde immer den bitteren Geschmack des Almosens entstehen lassen und damit das Selbstgefühl, die notwendige Voraussetzung jeder großen Leistungsfähigkeit, niederhalten und vielleicht verkümmern lassen. Auch liegt die Gefahr nahe, daß durch gute Freunde oder aus Irrtum der beurteilenden Instanzen die Unterstützung Mittelmäßigen gewährt würde. Das wäre keine wünschenswerte Kulturförderung. Gute Durchschnittsköpfe sollte man nicht durch besondere Veranstaltungen in rein geistige Berufe hineinzuziehen versuchen. Alle Zweige der Kulturarbeit bedürfen guter Köpfe. Rein geistige Arbeit treiben nur die mit bestem Erfolg, die den nimmer ermattenden Drang und die zulängliche Kraft dazu in sich tragen. Menschen von großer Begabung gedeihen aber am besten und wachsen am höchsten, wenn sie sich aus eigner Kraft emporringen müssen. Deshalb sollte man die überflüssigen Hemmnisse ihres Wachstums beseitigen. Es ist nicht nur sinnlos, sondern im höchsten Maße kraftvergeudend, von hochtalentierten und genialen Menschen durchaus zu verlangen, daß sie „Berechtigungen“ durch Schulzeugnisse nachweisen. Sie sind von Natur „berechtigt“! Man sollte doch endlich die Natur solcher Menschen verstehen lernen und einsehen, daß sie sich des Wissens und Könnens, das sie für ihre Lebensarbeit brauchen, im Fluge bemächtigen. Freilich ist es meist nicht ein Wissen und Können, das man plump an einem Normalmaßstabe messen kann. Es ist nicht „schulgerecht“, erfüllt aber seinen Zweck in bester Weise. Gerade die ungebundene, in keine Schablone gepreßte Geistesbildung des Hochbefähigten ist die beste Grundlage eines freien Schaffens neuer Werte und Gestaltungen. Die Schablone mag der regelmäßige Weg bleiben für alle guten Durchschnittsköpfe. Dem Hochbegabten mute man nicht zu, sich noch in reiferen Jahren einige tausend Vokabeln und Dutzende von Regeln und Formeln abfragen zu lassen. Für ihn muß eine ganz andere Prüfungsart erfunden werden, eine solche, die nur darauf ausgeht, seine besondere Begabung, seinen geistigen Horizont und sein Können zu erforschen. Unsere heutige psychologische Einsicht setzt uns in den Stand, solche Prüfungsweisen auszuarbeiten. Auch die Persönlichkeiten sind heute vorhanden, die solche Prüfungsarten zu handhaben wissen. Nicht auf die Inhaber eines trockenen Schulwissens, sondern auf die großen Könner kommt es an. Wohl dem, der in regelmäßigem Gange auf einer Schule die Grundlage seines größtmöglichen Könnens erwerben kann. Ihm bleiben viele zeitraubende Umwege erspart. Dem aber, den die Ungunst der Lebensverhältnisse von dem regulären Bildungsgange ausschloß, muß durch Beseitigung schädlicher Hemmnisse geholfen werden. Damit würde ein Kulturideal ersten Ranges gefördert werden. Eine „Überfüllung der geistigen Berufe“ braucht man nicht zu befürchten, denn die hohen Begabungen sind nur dünn gesät. Professor Dr. Otto Gramzow.

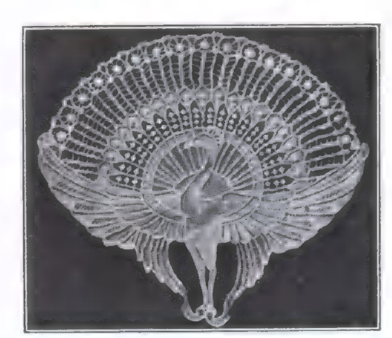
Persönliche Kultur. „Kultur? – Kultur ist Richtung, Fühlung, Vordermann!“ So behauptete wenigstens ein biederer alter Major aus meinem Bekanntenkreis, wenn im Kasino das Gespräch auf dieses zeitgemäße und so mißverständliche Schlagwort kam. Er hat nicht so ganz unrecht, der alte Haudegen; Kultur ist Richtung, Fühlung, Vordermann. Wenigstens wenn man diese militärischen Begriffe in übertragener, weiterer Bedeutung gelten lassen will. Richtung: denn jede Kultur, insoweit man dieses Wort überhaupt auf eine Erscheinungsform anwenden darf, in der bestimmte Erziehungs- und Entwicklungsformen zur Blüte gelangen, fordert ein Festhalten an der durch die Entwicklungslinie gebotenen Richtung. In diesem Sinne haben die Chinesen, die Araber, die Azteken, die europäischen Völker, hat jede durch irgendwelche Grenzen politischer, sprachlicher, geographischer oder entwicklungsgeschichtlicher Natur gebundene Gemeinschaft eine eigene Kultur, und es müßte ein sonderbares Gewächs ergeben, wollte man etwa die letzten Äußerungen der unseren mit denjenigen der chinesischen oder aztekischen Kultur vermählen. Liegen die Anfänge aller Kulturen auch sehr dicht beisammen und streben sie im höchsten Sinne auch wieder zueinander, zu einem Ausgleich, der dann das bringen würde, was man im höchsten, abstrakten Sinne als die Kultur bezeichnen kann, so erheischt die selbständige Entwicklung durch Jahrhunderte und Jahrtausende für die oben bezeichneten Kulturformen gewisser größerer Gemeinschaften und vielleicht noch in höherem Sinne die Eigenentwicklung jedes einzelnen Menschen zu seiner persönlichen Kultur ein Festhalten an der einmal gegebenen, als gemäß und richtig schon durch ihr immanentes Streben zur Vollkommenheit erkannten Richtung. Denn ein Abschwenken würde eine Brechung der Linie, den Verzicht auf die seitherige Entwicklung und somit einen Rückschritt bedeuten. Fühlung: Kultur kann weder als Ganzes noch als Einzelerscheinung vom Himmel fallen. Ein Mensch, ein Volk, eine Rasse kann von Natur gut und edel, großmütig und tapfer sein, ein einzelner Mensch kann im Keim die mehr oder weniger trefflichen Eigenschaften seiner Vorfahren erblich übereignet bekommen – das, was wir unter Kultur, und insbesondere unter persönlicher Kultur, verstehen, muß erworben werden. Dieser Erwerb kann durch Annahme guter Lehren, durch Beobachtung seiner Mitmenschen oder Nebenvölker in ihren guten und schlechten Gewohnheiten, durch Lektüre und andere Hilfsmittel der geistigen Bildung gefördert werden; bis zu seiner praktischen Nutzbarkeit in demjenigen Grade der Vollkommenheit, den die zeitgenössische Kultur jeweils aufweist, wird er niemals entwickelt werden, wo auf den Umgang mit Nebenmenschen verzichtet wird, die jeder für sich und in ihrer Gesamtheit als Träger der gültigen Kultur in Betracht kommen. Vielleicht auf keinem Gebiete der Ethik ist der Autodidakt so verlassen wie bei der Aneignung des unwägbaren, unmeßbaren und niemals doktrinär zusammenfaßbaren Erfahrungsgutes der Kultur. Assimilation – das gilt für nichts so sehr als für die wandelbaren und ständig wandelnden Begriffe der Kultur. Rein äußerlich: Wer würde einen Mann für einen Kulturmenschen halten, der mit den Fingern ißt und sich am Tischtuch die Hände abwischt? Oder wer würde es einer Dame verzeihen, wenn sie, statt sich zu waschen, den Schmutz mit Puder und Schminke überdeckt? Und doch war beides noch um die Zeit des glanzvollsten französischen Königs, des Roi-Soleil, etwas Alltägliches. Und ähnlich geht es uns mit den viel empfindsameren Blüten der geistigen und seelischen Kultur. Wenn es aber denkbar wäre, daß etwa ganze Generationen von Menschen im siebzehnten Jahrhundert, auf einer einsamen Insel ausgesetzt, jene Sitten und Gewohnheiten und nebenbei auch alle Vollkommenheiten der damaligen Kultur bis auf unsere Tage erhalten hätten, so würde ihr unverhofftes Auftauchen in unserer Gesellschaft den Beweis dafür liefern, daß Kulturgüter, wie alle Fortschritte, nur durch ständige Fühlung mit den Zeitgenossen erworben werden können. Vordermann: Geht's nicht ohne Fühlung mit den Zeitgenossen, so geht's auch nicht ohne Rückblick auf die Vergangenheit. Wo die Kultur wurzelt, läßt sich weder für den Gesamtkomplex der Begriffe, die man jenseits von Zeit, Nation, Individuum und Gemeinschaft die Kultur nennt, noch für die Einzelkulturen bestimmen. Der Aurignac-Mensch und der Mann von Mentone, die vor einer umstrittenen Reihe von Jahrtausenden Steinbeile schliffen und Zeichnungen in die Höhlenwand ritzten, haben gewiß auch schon eine Art von Kultur besessen. Was und wieviel davon jede einzelne Generation uns überliefert hat an erlernbarem Erfahrungsgut und an mit unserem Blut überkommenem intuitiven Kulturbesitz ist unergründbar. Ein Versuch, das zu bestimmen, wäre auch frucht- und zwecklos; aber der Vordermann, im Sinne des vor uns Lebenden, bleibt als Träger seines Partikels von dem allgemeinen Besitz an Schönem, Wahrem und Gutem wichtig, und nicht umsonst lernt unsere Jugend immer und immer wieder die alten Griechen und Römer, die „humaniora“, deren geistige Durchdringung mit kulturellem Gewinn gleichbedeutend ist. Will man das Schlagwort anders ausdeuten, so trifft's wieder das Richtige: der Vordermann im Sinne des Führers, des Voranschreitenden ist für die innere Bereicherung aus dem gleichen Grunde unerläßlich, der oben für die Richtung geltend gemacht worden ist. Und so hat denn mein alter Major recht behalten – Kultur ist Richtung, Fühlung, Vordermann! Edgar Stern.

Krieg und Kirchlichkeit. Im Jahre 1914 hat der Krieg die Kirchlichkeit stark und günstig beeinflußt, im Jahre 1915 weit geringer, im Jahre 1916 sehr wenig. Die im Anfange des Krieges übervollen Kirchen sind wieder halb leer geworden, wie sie vorher waren. So ist es wenigstens, wie ich von allen Seiten höre, auf dem Lande, es scheint mir aber in den Städten nicht viel anders zu sein. Ich hatte neulich Gelegenheit, dem Hauptgottesdienste in einer Großstadtgemeinde beizuwohnen, und ich habe nicht den Eindruck gewonnen, daß er besser besucht gewesen sei als vor dem Kriege. Denn was will es besagen, wenn von einer 20000 Menschen umfassenden Gemeinde 1000 oder 1200 in der Kirche anwesend sind! Ich besuchte ferner vor kurzem die „Kriegsbetstunde“ einer Mittelstadt von über 10000 Einwohnern. Es sprach ein beliebter Prediger, und er sprach gut, aber ich zählte nur 63 Besucher dieses Gottesdienstes, darunter 40 Frauen, und ließ mir nachher erzählen, manchmal sei der Besuch noch weit geringer. Man hörte im Anfang des Krieges viel reden von einem „Hunger und Durst nach Gottes Wort“. Nun, wenn er wirklich vorhanden war, so ist er schnell genug wieder verschwunden. Ein abschließendes Urteil über die Frage läßt sich indessen jetzt überhaupt noch nicht geben. Auch nach der Franzosenzeit vollzog sich die kirchliche Erneuerung erst im Laufe von etwa zehn Jahren, die dem Siege folgten. Hoffentlich wiederholt sich das. Jetzt aber, im dritten Kriegsjahre, ist das Bild, das unsere Kirchlichkeit darbietet, keineswegs ein erfreuliches und erhebendes. Manche wollen das nicht sehen, weil es ihnen nicht in ihren Kram paßt. Andere können es nicht sehen, weil sie sich längst entwöhnt haben, die Dinge zu sehen, wie sie sind. Wer aber Augen hat zu sehen, der wird mir leider beipflichten müssen. Dr. Paul Schreckenbach.

Alle Beiträge dieser Rundschau werden von den Verfassern mit vollem Namen gezeichnet. Einsendungen erbeten unter der Anschrift: Kulturrundschau der Leipziger „Illustrirten Zeitung“.



Unverhoffter Urlaub vom U-Boot. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Adolf G. Döring.

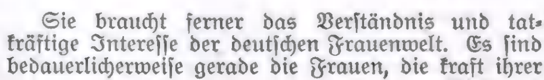


1. Motiv in Nähspitze. (Spitzenschulen der Fürstin v. Pleß, Hirschberg i. Schl.)

Ziele der modernen deutschen Handspitzenindustrie.

Von Dr. Marie Schuette, Leipzig.

Mit 17 Abbildungen, die sämtlich dem Kunstschutzgesetz unterliegen.





2. Motiv in Nähspitze. (Spitzenschulen der Fürstin v. Pleß, Hirschberg i. Schl.)

Der Krieg ist der Vater aller Dinge. Er macht die einen reich, die anderen arm, gibt dem einen, nimmt dem andern Menschen, Arbeit und Verdienst. Hier prophezeit man den Sozialismus als die Zukunft, dort den Kapitalismus, und in ungeahnter Schnelligkeit sieht man in Jahren die Entwicklung



3. Besatzspitzen.



4. Brautkrone.



5. Drei Ecken in Margaretentechnik.

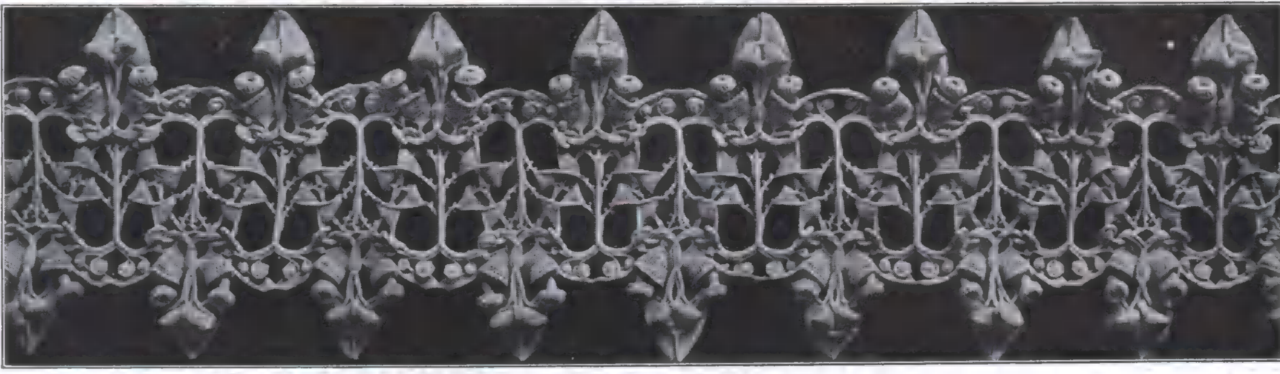
von Jahrzehnten sich abspielen. Der Luxus hält in dem großen Staatshaushalte der Not die Wage, und einzelne Luxusindustrien haben einen außerordentlichen Aufschwung erlebt, der noch größer sein würde, wenn die Rohstoffe der Nachfrage entsprechend beschafft werden könnten.

Es ist bekannt, welch guten Geschäftsganges sich die belgische Spitzenindustrie gegenwärtig erfreut. Nicht allein, daß Unmassen von durchaus nicht immer einwandfreien handgearbeiteten Spitzen als Geschenke direkt zu uns ins Land kommen, sondern auch, daß man belgische Spitzen in Deutschland selbst kaufen kann. Aber die deutsche Spitze — es ist hier durchgehend von der handgearbeiteten die Rede — regt sich trotz dieser belgischen Konkurrenz, und in Nord- und Süddeutschland macht sich dieselbe Erfahrung geltend: durch die immerhin beschränkte Einfuhr von außen, aus den feindlichen Ländern hat sich der Umsatz der inländischen Spitze im vergangenen Jahr ganz außerordentlich gehoben. Was die Qualität der Arbeit anlangt, so hat sie sich durch die Bestrebungen der verschiedenen Vereinigungen, wie der Deutschen Spitzenschule zu Berlin, des Schlesischen Spitzenvereins zu Hirschberg, der Elsässischen Spitzenschule, des Frauenbundes zur Förderung der Spitzenindustrie in Württemberg mit dem Sitz in Stuttgart und des Vereins zur Förderung der bayrischen Hausindustrie, die neben den königlich sächsischen und bayrischen Fachschulen hergehen, auf eine Stufe erhoben, daß sie die sachliche Konkurrenz des Auslandes kaum zu scheuen braucht. Soll sie so weiterwachsen und nicht zu einer Scheinindustrie zusammensinken nach dem Kriege, so wäre ihr vor allen Dingen der Schutz des Reiches zu wünschen, in Gestalt eines wirksamen Schutzzolles vor der Preiskonkurrenz der ausländischen Ware.

Sie braucht ferner das Verständnis und tatkräftige Interesse der deutschen Frauenwelt. Es sind bedauerlicherweise gerade die Frauen, die kraft ihrer Stellung und ihrer Mittel als Konsumentinnen für Spitzen in Frage kommen, die nach alter Gewohnheit ihren Geschmack nur an ausländischen Spitzen befriedigen zu können meinen. Sie wissen nicht oder wollen es nicht glauben, daß ihnen die schlesischen Spitzenschulen die kostbarsten Nähspitzen und die Schneeberger Musterklöppelschule die kostbarsten und feinsten Klöppelspitzen liefern können, mit denen sie sich neben den belgischen und italienischen Arbeiten nicht zu schämen brauchen.

Wer „echte“ Spitzen tragen will, sollte heutzutage wissen, daß sie ein Luxus sind, wie alle Handarbeit, geschweige denn eine kunstgewerbliche Arbeit. Bei der Nähspitze ist dies ohne weiteres einleuchtend; einen niedrigen Preis erwartet hier auch die naivste Käuferin nicht. Anders steht es mit der Klöppelspitze. Es gibt wenig Damen, die sich darüber klar sind, daß dies eine Heimarbeit ist, die als Broterwerb der Frau aus dem Volke und nicht als ein Taschengeld einbringender, belangloser kleiner Nebenerwerb entstanden und zu bewerten ist. Wer seinen Arbeiterinnen angemessene Löhne zahlt, kann billige Ware nicht zum Verkauf bringen. Durch die Forderung niedriger Preise aber werden die Kosten auf die Arbeiterin abgewälzt, und man sollte meinen, daß, wer sich den Luxus handgearbeiteter Spitzen gönnen will, auch bereit sein müßte, die Kosten selbst zu tragen. Das gedankenlose und in diesem Falle meist ganz falsche Sparsamkeitsbestreben ist das große Hindernis für die Spitzengewerblerinnen und die Spitzenschulen, die einen anderen Zweck verfolgen als die rein pädagogisch gedachten staatlichen Anstalten.

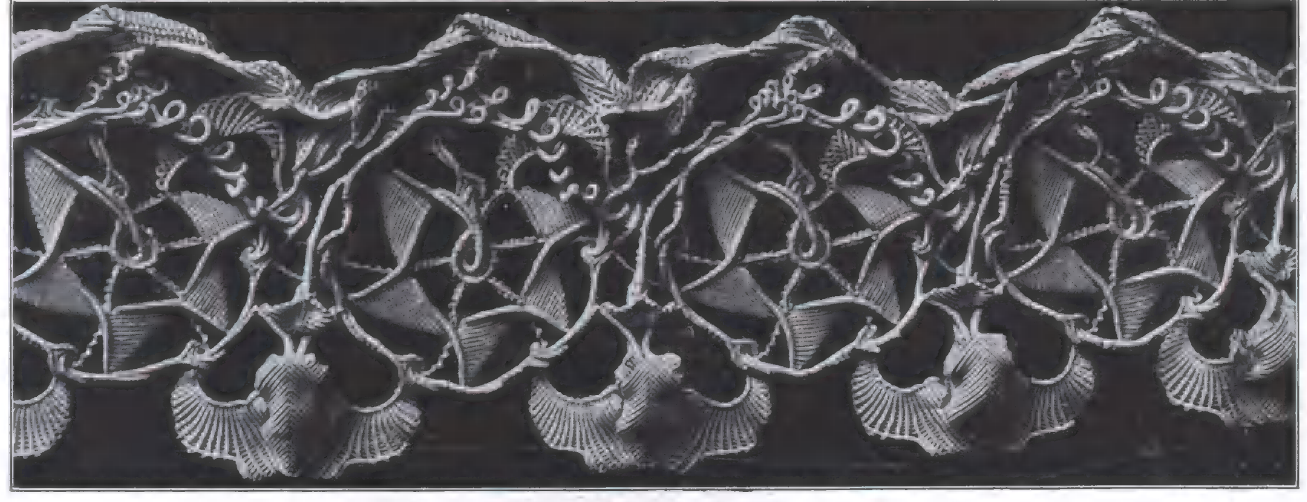
Bisher fehlen in Deutschland allgemeine, zuverlässige Aufnahmen über die Lohnverhältnisse der Spitzenklöppelheimarbeit, wie sie bereits für Österreich gemacht sind.



6. Besatz.



7. Figurenfries.



8. Besatz.

(Nr. 3—8 sind Schülerinnenarbeiten des Margaretenspitzenkursus der Königlichen Kunstschule für Textilindustrie, Plauen i. V.)

Deutsche Spitzen.

Nach einwandfreien Erhebungen an einigen Orten im Erzgebirge stellen sie sich aber so dar, daß eine Abänderung als eine dringende Notwendigkeit erscheint, wenn die Spitzenindustrie auf ehrlicher solider Grundlage weiterwachsen soll. Der an diesen Orten — von denen ein Schluß auf andere Klöppelortschaften des Erzgebirges gestattet sein dürfte — festgestellte und berechnete Stundenlohn beläuft sich auf 3 bis 7½ Pfennig. Diesen höchsten Lohn erzielte die Klöpplerin durch die direkte Lieferung an Privatkundschaft. Von diesem Stundenlohn geht das Garn noch ab, das im Kriege einen hohen Aufschlag erfahren hat. Bei 10- bis 14stündiger täglicher Arbeitszeit beträgt der Wochenverdienst 1,20 bis 4,68 ℳ (in dem hervorgehobenen Fall 5,40 ℳ) und der Monatsgewinn 4,80 bis 16,82 ℳ (in jenem Falle 19,60 ℳ). Das Alter der befragten Klöpplerinnen war 18 bis 79 Jahre; die jüngste konnte 10 Jahre, die älteste 75 Jahre klöppeln. Ein Einzelfall gestaltet sich so, daß ein achtzehnjähriges Mädchen bei 5 bis 6 Pfennig Stundenlohn die Woche 4,20 ℳ, den Monat nach Abzug der Garnkosten 14,30 ℳ verdient, wenn sie 12 Stunden täglich klöppelt. Eine fleißige fünfundfünfzigjährige Frau hat bei 5½ Pfennig Stundenlohn und täglicher 14stündiger Arbeitszeit 4,68 ℳ Wochen-, 16,82 ℳ Monatslohn. — Einen genauen Einblick in die Entlohnung der von den Spitzenschulen beschäftigten Arbeiterinnen zu gewinnen, ist naturgemäß schwierig. In Württemberg, wo der Frauenbund zur Förderung der Spitzenindustrie in dankenswerter Weise Lohnmaterial zur Verfügung stellte, ist die Lohnfrage wesentlich günstiger gegenüber den für den freien Handel und ohne Aufsicht und Zentralisation arbeitenden erzgebirgischen Klöpplerinnen. Daraus geht hervor, daß eine Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Klöppelarbeiterinnen nicht möglich ist, ohne eine straffe Organisation und Zentralisierung der Spitzenheimarbeit. Der Staat kann diese Arbeit selbst kaum noch übernehmen, sie könnte aber gefördert werden durch das werktätige Interesse und die Unterstützung der Vereine, die sich bereits auf dem Gebiete bewährt haben.

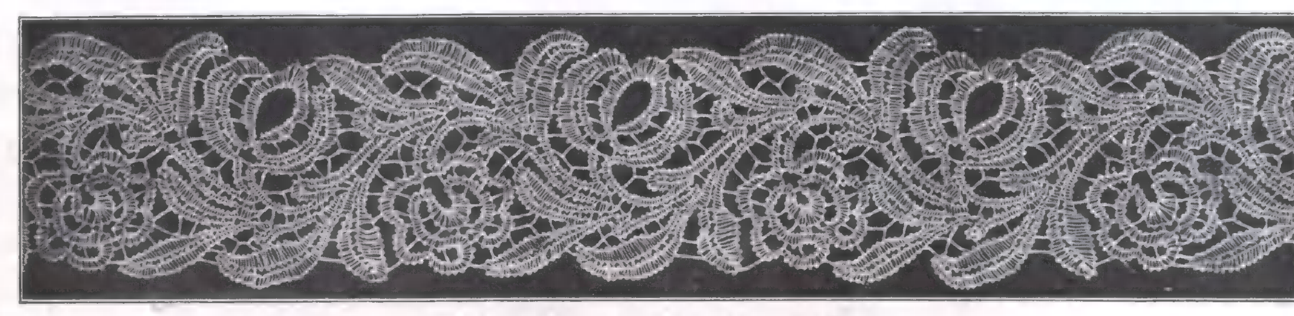
Ferner könnte zur Hebung der Klöppelindustrie unendlich viel geschehen durch eine kunstgewerblich vertiefte Ausbildung der Klöppellehrerinnen. Gewiß sollen sie in erster Linie die Technik erlernen. Aber ebenso wichtig ist es, daß sie zu einer Geschmackskultur erzogen werden und zum selbständigen Arbeiten, damit sie ein sicheres Urteil über ein gutes oder schlechtes Muster bekommen und selbst lebendige Muster schaffen können. Sie müßten mit guten, alten Spitzen und gefaßten, Arbeiten und mit guten, modernen Näharbeiten aller Art vertraut gemacht werden, um die ihnen als Kindern aus dem Volke naturgemäß fehlenden Anschauungen und Begriffe von Kultur während der wichtigsten Jahre ihres Lebens in sich aufzunehmen. Das würde Leben und Freude und Aufschwung und materiellen Gewinn für die Klöppelkunst bedeuten, die in der bekannten Musterklöppelschule Schneeberg technisch Bewunderungswürdiges leistet. (Eine gute, moderne Schneeberger Spitze in der zuerst in Wien gepflegten Art ist die in Abbildung 9 wiedergegebene gefällige Blütenkante. Die Motive der Abbild. 10 u. 17 sind Arbeiten von Fräulein Else Vogel in Freiberg, einer Schülerin der Schneeberger Anstalt.)

Den künstlerischen Fortschritt in der modernen deutschen Klöppelspitze hat zuerst Leni Matthäi in Hannover gebracht, die in Paris gründliche Studien an der Spitzenschule von Louis Pagès gemacht hat. Ihr eigentümlich ist eine große Klarheit im Muster und in der Verarbeitung der Spitze. Mit Liebe und Takt weiß sie ihre Motive und Spitzen an die rechte Stelle zu setzen, sei es in Decken, Gardinen, Häubchen oder in ihren gut geschnittenen, eleganten und immer der Mode angepaßten Kragen. Gerade durch diese ihre neuen Gedanken für zweckentsprechende Verwendung hat sie bereits einen bestimmten Kreis zur Spitzenkultur erzogen und auch auf die Industrie anregend gewirkt. Sie hat das eingeborene Gefühl einer Textilseele für das Zusammengehörige von Stoff und Spitze, und nie würde ihr der einem Spitzenliebhaber unbegreifliche, aber auch in Spitzenschulen mitunter zu begegnende Verstoß unterlaufen, Leinenspitze mit Baumwollgewebe oder appretiertem Stoff zu verarbeiten.

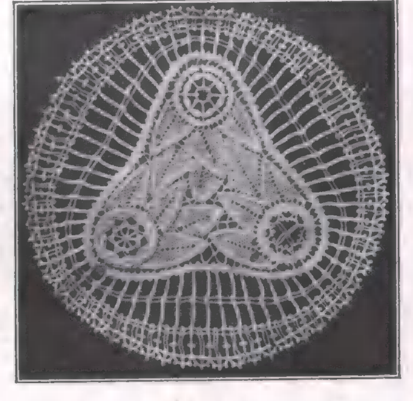
Jedes Ding hat bei ihr seinen eigenen persönlichen Charakter, die zarte, reichgestickte, zierliche Schmuckdecke (Abb. 15) wie die sachlich schützende große Tischdecke, deren Mittelstück Abbildung 12 zeigt. Ihre Kunst ist im besten Sinne modern und gut bürgerlich, sie verlangt aber in ihrer Neuartigkeit und kühlen Sachlichkeit eine Selbständigkeit des Urteils, die mitunter gerade dem kaufkräftigen Publikum der modernen Spitze gegenüber in erstaunlicher Weise abgeht.

Die Nähspitze hat in Schlesien seit 1855 eine Heimat und wird gepflegt in den 1909 zu dem Deutschen Verein für schlesische Spitzenkunst in Hirschberg zusammengeschlossenen drei Spitzenschulen: der schlesischen Spitzenmanufaktur, Amalie Metzner, den schlesischen Spitzenschulen, M. Hoppe — Marg. Siegert, und den Spitzenschulen der Fürstin v. Pleß.

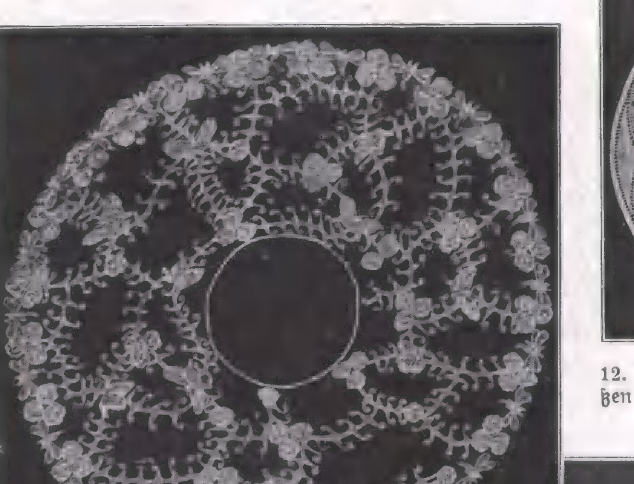
Wie bereits hervorgehoben wurde, können sich die Arbeiten der drei Schulen an technischer Feinheit ruhig neben Brüssel und Venedig sehen lassen. Man läßt im Muster neben den althergebrachten baroden Motiven und den konventionellen, schattierten Brüsseler point-de-gaze-Blumen auch die moderne Kunst zu Worte kommen. Die beiden zierlichen Motive der Abbildungen 1 und 2 entstammen den Spitzenschulen der Fürstin v. Pleß, welche die modernste in ihren künstlerischen Bestrebungen ist.



9. Klöppelspitze. (Königliche Musterklöppelschule, Schneeberg i. S.)

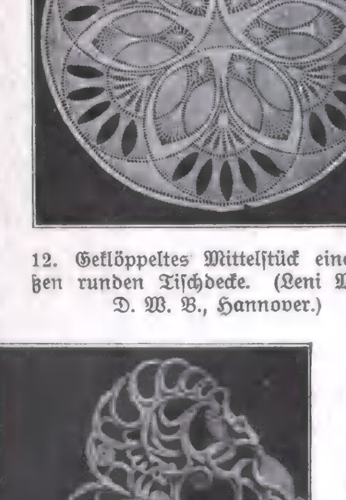


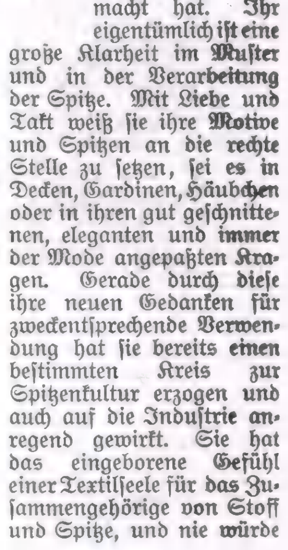
10. Geklöppeltes Motiv. (Else Vogel D. W. B., Freiberg i. S.)





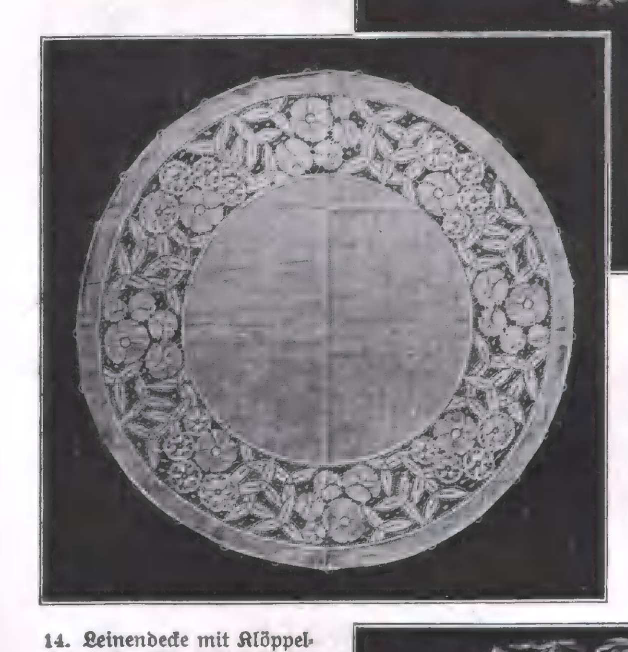
12. Geklöppeltes Mittelstück einer großen runden Tischdecke. (Leni Matthäi D. W. B., Hannover.)



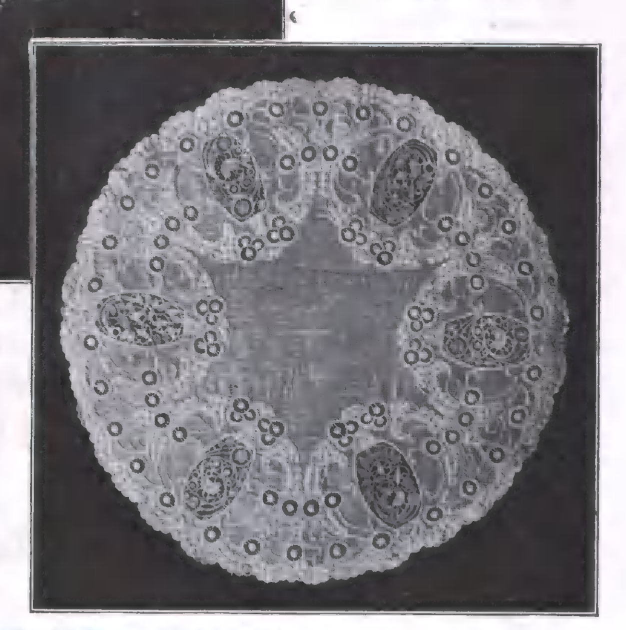


13. Stuartkragen. (Schülerinnenarbeit des Margaretenspitzenkursus der Königlichen Kunstschule für Textilindustrie, Plauen i. V.)

Oben: 11. Gestickter Tüll-Lampenschirm. (Entwurf von Laly Höniger, Ausführung: Deutsche Spitzenschule, Berlin.)



14. Leinendecke mit Klöppeleinsatz. (Leni Matthäi D. W. B., Hannover.)



15. Gestickte Batistleinendecke mit Klöppeleinsätzen. (Leni Matthäi D. W. B., Hannover.)



16. Spitze. (Schülerinnenarbeit des Margaretenspitzenkursus der Königlichen Kunstschule für Textilindustrie, Plauen i. V.)

17. Geklöppeltes Motiv. (Else Vogel D. W. B., Freiberg i. S.)

Deutsche Spitzen.



Vorfrühling in den Alpen.
Nach einer photographischen Aufnahme von August Rupp in Saarbrücken.

Nachdenklich stimmt es, daß gerade die ursprünglich als Ersatz für die genähte Tüllspitze entstandene und ihr daher im Charakter am nächsten stehende verachtete Maschinentüllspitze künstlerisch den größten Aufschwung in dem letzten Jahrzehnt genommen hat. Die aus der Klasse des Professors Forkel an der Königlichen Kunstschule für Textilindustrie in Plauen hervorgegangenen Erzeugnisse, die auf der Brüsseler Ausstellung allgemeines Aufsehen erregten, sind in Muster und Haltung so vornehm, daß sie, was Stil anlangt, den Durchschnitt der modernen Nähspitze wohl überragen dürften, so daß man wünschen möchte, die Plauener Kunstschule hätte die Möglichkeit, auch dieses Gebiet zu pflegen, in ihrem Geiste zu beleben.

Immer wieder ist es zu bedauern, daß es im Deutschen Reiche keine Schule gibt, wo alle Arten der handgearbeiteten Spitze gepflegt und gelehrt werden, wo auf breiterer Basis, als dies in den jetzt bestehenden Fachschulen geschehen kann, die Spitze als ein selbständiges Kunstgewerbe behandelt wird. Allerwärts hat man den alten Forderungen der Frauenbewegung nachgegeben und bei technischen Berufen, wie der Schneiderei, von der Meisterprüfung der Frau das Halten von Lehrmädchen abhängig gemacht. Auch die Putzmacherei ist zum Handwerk vorgerückt, und die Weißnäherei ist auf dem besten Wege dazu, und unter dem Kriegsdruck wird für die Aufnahme an Kunstgewerbeschulen wohl auch die Fachprüfung kommen. Man erhebe auch die Spitze zum Kunsthandwerk, und Kunst, Gewerbe und Arbeiterinnen werden ihren Vorteil davon haben.

Einen Ansatz hierzu hat bereits die Sächsische Regierung an der Königlichen Kunstschule für Textilindustrie in Plauen gemacht in den Kursen der Margaretenspitze, die auf Veranlassung von Textilindustriellen und der Direktion der Schule 1914 eingerichtet wurden. Es handelt sich hier um die Ausbildung und den Unterricht in einer ganz neu erfundenen Technik, die durch ihre Einfachheit nach den übereinstimmenden Aussagen von Fachleuten das Zeug in sich hat, eine Volksindustrie zu werden. Textilsachverständige und Kunstgewerbler sind sich einig über die außerordentlichen Möglichkeiten und die Zukunft der Technik, die den feinsten gedrehten Baumwollfaden in gleicher Weise wie den starken ungedrehten Wollfaden verarbeiten und damit die zartesten, hauchfeinen Besatzspitzchen und für eine räumliche Fernwirkung berechnete farbige Blumen, Quasten und Gehänge schaffen kann. Bei einer so jungen Technik, deren Entwicklung noch gar nicht abzusehen ist, kommt es zunächst und vor allen Dingen auf eine sorgfältige und langsam stetige Ausbildung der Technik an, und es ist ein Beweis für den Ernst und das künstlerische Wollen von Fräulein Margarete Naumann, der Erfinderin der Technik und Leiterin der Kurse, daß sie unbeirrt und ohne Rücksicht auf den äußeren materiellen Erfolg ihr Ziel zunächst nur in der gründlichen Ausbildung tüchtiger Arbeiterinnen sieht, und daß sie diesem Ziele in selbstloser Leidenschaft für die Sache ihre ganze starke pädagogische Kraft gewidmet hat. Auf diese Weise hat sie glücklicherweise die Technik vor Dilettantismus bewahrt, der ohne diese straffe Zucht unvermeidlich gewesen wäre. Schülerinnen sind die schulentlassenen vierzehnjährigen Mädchen aus dem Volke, die ohne häusliche Kultur, aber mit größerer Naivität als höhere Töchter den Unterricht antreten. Mit dem Werkzeug und Material praktisch arbeitend, werden sie in die einfachsten Formengestaltungsgesetze eingeführt. Schnurfederübungen, Papierschnitt-, Pinseltupf-, Papierfalt-, Papierlege-Nadelstichübungen usw. werden gelehrt, damit die Schülerin erkennen lernt, was die verschiedenen Instrumente bei der Formengestaltung für eine Rolle zu spielen haben. Das Hauptfach, das Spitzenknüpfen, wird selbstverständlich in der gleichen Weise, im Material selbst unterrichtet. Und daß diese von Fräulein Naumann verfolgte Methode, vom sinnlichen Material auszugehen und die Muster aus den Fadengruppen heraus entwickeln und finden zu lassen ohne Reißbrett und Stift, richtig und fruchtbar ist, das beweist einmal die Freude der Mädchen an Arbeit und Material, und dann die große Menge der verschiedensten Muster, die in den Kursen zum Teil schon nach ganz kurzem Unterricht entstanden sind. —



Zeltlager österreichisch-ungarischer Truppen an der rumänischen Grenze.

Wer mit der modernen handgearbeiteten Spitze vertraut ist, der kennt bald die allgemeine Richtung der Musterung in den verschiedenen Techniken. Etwas wesentlich Neuem begegnet man kaum einmal bei Wettbewerben. In dem sehr reich beschickten Klöppelspitzenwettbewerb des Frauenbundes zur Förderung der Spitzenindustrie in Württemberg im Januar 1917 in Stuttgart kam ein einziger origineller Gedanke zum Ausdruck, aber Gedanke und Form waren nicht zusammen geboren, und der Gedanke überwog.

Wahrhaft frisch und jung wirken dagegen die Muster der Margaretenspitze. Hier sind neue Spitzenformen (Abb. 3—8, 13 u. 16), und unter den zarten Besatzspitzen sind Stücke, die es in Form, Ausdruck und Technik mit den besten italienischen Renaissancemustern aufnehmen können. Hier ist endlich nach langer Zeit ein Ausblick in eine neue Zukunft für Spitze und Posamenterie. Denn diese beiden sind Geschwister, und das hat man heute vergessen, wenn man der Margaretentechnik den Posamentencharakter als Mangel vorwirft. Die Klöppeltechnik ist in Italien um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts ausgebildet worden, und das sechzehnte, siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert verarbeiteten die farbige und die metallene Klöppelspitze ellenweise als Posamenterie an vornehmen Herren- und Damenkleidern, an geistlichen Gewändern und an textilen Gebrauchsgegenständen. Mit Begeisterung hätten das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert die plastisch gedachten und sich selbst tragenden Spitzen der Margaretentechnik begrüßt, denn sie kamen der Mode mit den hochstehenden Nackenkragen, die künstlich gestärkt und auf Draht gespießt werden mußten, in unvergleichlicher Weise entgegen, was ja auch heute der Fall ist. — Spitze und Posamenterie sind keine Gegensätze, und anstatt sie in diesem Falle mit einem Schnitt fein säuberlich von einandertrennen zu wollen, sollte man vielmehr in der Beweglichkeit der Margaretentechnik das Gesunde und Lebensfähige sehen und ihr eine ungehemmte Entwicklung nach beiden Seiten gönnen.

Es verlautet, daß der Margaretenspitzenkursus nach dreijähriger, fleißiger Arbeit und nach der Ausbildung tüchtiger Kräfte eingehen soll. Im Interesse der deutschen Spitze und der sächsischen Textilindustrie wäre es außerordentlich zu bedauern, wenn dieser gute Anfang zur Heranbildung

geschulter Spitzenarbeiterinnen so bald ein vorzeitiges Ende nehmen sollte. Was die deutsche Spitzenindustrie braucht, ist im Gegenteil die Heranziehung und die freie Betätigung der wenigen erprobten tüchtigen Spitzengewerblerinnen, die wir in Deutschland haben, zur Ausbildung eines guten Arbeiterinnennachwuchses in der Spitzenindustrie, damit sie im Verein mit der deutschen Modenbewegung nach dem Kriege nicht nur im Lande selbst, sondern auch im Ausland den Kampf mit der ausländischen Spitze aufnehmen und bestehen kann.

Dr.-Ing. h. c. Rudolf Veith.

Am 13. März d. J. starb in Berlin der Wirkliche Geheime Oberbaurat und Abteilungschef im Reichsmarineamt Dr.-Ing. h. c. Rudolf Veith, der hervorragende Verdienste um den Bau unserer Torpedoboote und Unterseeboote, um die Einführung der Dampfturbine im Kriegsschiffbau und um die Ausgestaltung der großen Ölmotoren für Unterseeboote hat. Veith wurde am 1. Juni 1846 zu Bobischau in Schlesien geboren, besuchte das Gymnasium in Breslau, arbeitete bis 1866 als Maschinenbau- und Hütteneleve in Malapane und bezog dann die Gewerbeschule in Schweidnitz. Von 1871 bis 1874 studierte er an der jetzigen Technischen Hochschule zu Berlin. Seine erste Ingenieurstelle hatte er in der berühmten Maschinenbauanstalt, die Egells im Jahre 1821 in Berlin gegründet hatte. Aus dieser Werkstatt sind viele bekannte deutsche Techniker, so Borsig, Gruson, Wöhler, Hoppe usw., hervorgegangen. Im Jahre 1875 kam Veith als Ingenieuraspirant auf die Kaiserliche Werft nach Wilhelmshaven. Zehn Jahre später erhielt er ein Kommando zur Baubeaufsichtigung von Torpedobooten auf der Schichauwerft in Elbing. Infolgedessen wurde er 1890 technischer Beirat des Torpedowesens in Kiel. Diese Stellung und eine ähnliche Tätigkeit im Reichsmarineamt waren für die Entwicklung der deutschen Torpedoboote von größter Bedeutung. Als Marinebaurat erhielt Veith die Leitung des technischen Bureaus für Torpedowesen bei der Inspektion in Kiel. Im Jahre 1898 wurde er Marineoberbaurat und Maschinenbaudirektor und ein Jahr später Geheimer Marinebaurat. Unter seiner persönlichen Leitung entstanden die ersten Entwürfe zu unseren Unterseebooten. Mit dem 1. Oktober 1906 trat Veith im Reichsmarineamt an die Spitze der Maschinenbautechnik für die gesamte Marine, und noch im gleichen Jahr wurde er Geheimer Oberbaurat. Der 70. Geburtstag von Veith gestaltete sich trotz des Krieges zu einer Feier, bei der die hervorragenden Eigenschaften des Jubilars in Adressen der großen technischen Vereine und Verbände niedergelegt wurden. Veith besaß die goldene Grashof-Denkmünze und die goldene Medaille der Schiffbautechnischen Gesellschaft. Die Darmstädter Hochschule verlieh ihm den Dr.-Ing. ehrenhalber. Wenige Monate vor seinem Tode erhielt Veith das Eiserne Kreuz erster Klasse. Daß die deutsche Marine in der Maschinenbautechnik, besonders aber in der Geschwindigkeit der Torpedoboote, der Betriebssicherheit und der Größe des Aktionsradius der Unterseeboote an der Spitze steht, das verdanken wir an erster Stelle dem Verstorbenen. Aus Anlaß seines Todes schreibt einer der bedeutendsten lebenden Schiffbautechniker, Föttinger-Danzig: „Mit dem teuren Entschlafenen hat nicht nur die deutsche Marine, sondern auch die deutsche Technik und technische Wissenschaft einen ihrer größten, weitblickendsten und energischsten Männer verloren.



Wirkl. Geh. Oberbaurat Dr.-Ing. h. c. Rudolf Veith,

Abteilungschef im Reichsmarineamt, einer der hervorragendsten Maschinenbautechniker der deutschen Marine, † am 13. März in Berlin-Wilmersdorf im einundsiebzigsten Lebensjahre. (Phot. Alex Binder, Berlin.)

Sein vorurteilsloser Weitblick, seine großzügige Auffassung von allem Vorwärtsführenden hat überall befreiend, anspornend und schaffend gewirkt. So wird jeder, der mit ihm und für ihn arbeiten durfte, mit Verehrung seiner gedenken.“

Franz M. Feldhaus.

Die heimliche Schmiede.

Es dröhnt eine heimliche Schmiede,
Ping—hang, ich weiß nicht wo . . .
Da werden die Hämmer nicht müde,
Dort tanzen die Flammen so froh!
Da hämmert beim Funkengestiebe
Ein Weib in klirrendem Kleid,
Das hämmert nur Haß, nie Liebe:
Das ist die Schmiedin: die Zeit!

Zornig zischen die Zangen,
Und die Eisen singen so rot:
„Wir kennen kein Leben, kein Bangen,
Wir hämmern bis in den Tod!“
In den Fäusten der Pulsschlag siedet — —
Was ist härter als Stahl und Erz?
Auf dem Amboß wirst stark du geschmiedet,
Umlodertes, deutsches Herz!

Aus der Esse hören wir's klingen
Über Not und Schlacht und Schmerz:
„Wir werden sie niederringen,
Du sturmgeschütteltes Herz!
Es zieht mit dir dein Friede:
Dein Gott durch Blut und Brand . . .
Es dröhnt eine heilige Schmiede — —:
Dein Atem geh ruhig, mein Land!“

Bruno Pompecki.

Schlummerlied im Kriege.

Herzt eine deutsche Mutter ihr Kind,
Singt ihre Sehnsucht ihm zu:
Schlafe nun ein, denn Sonne und Wind
Gingen zum Schlummer wie du;
Nur der Sturm, der von Osten weht,
Flammenglut, die im Westen steht,
Fanden noch keine Ruh.

Und auch dein Vater, mein holdes Kind,
Schläft nicht so friedlich wie du.
Liegt auf der Erde bei Regen und Wind,
Nur die Nacht deckt ihn zu.
Für das Land, da dein Atem weht,
Für den Grund, drauf dein Bettchen steht,
Schenkt er dir seine Ruh.

Zuckte dein Mund? Oh, schlafe lind!
Wär ich so selig wie du:
Schlösse — dem Sorgen und Sehnen blind —
Schlummer die Augen zu!
Doch so lang eine Fahne weht,
Deutschland unter dem Schwerte steht,
Lächelt mir keine Ruh. . . .

Hedwig Forstreuter.

Ende des redaktionellen Teils.

Offensivgeist.

Unsere Kriegslasten stehen erst dann im rechten Licht, wenn wir sie in Vergleich setzen mit unseren Kraftquellen und den Lasten der Feinde. Unsere Geldwirtschaft hat den Stürmen des Kriegs getrotzt, sie wird auch den künftigen Anforderungen standhalten.

Zwar steht dahin, ob Begeisterung und Opferfreude der ersten Kriegszeit, das trutzige Zusammenstehen aus der Stunde der Gefahr hinüberzuretten seien in die Zeit des Friedens. Aber was zweifellos als Gewinn aus schwerer Heimsuchung uns bewahrt bleiben wird, das ist der geläuterte Ernst der Lebensauffassung, die Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit, die gespornte deutsche Erfindungsgabe und Organisationskunst, das deutsche Volksvermögen mit seinen reichen Einkommensquellen, von denen freilich manche neu erschlossen und neu gefaßt werden müssen.

Eine ausreichende Kriegsentschädigung wird uns die Neuordnung der wirtschaftlichen Dinge erleichtern. Mit ihr werden wir reicher, ohne sie ärmer, aber nicht wirtschaftsunfähig sein. Die Aussichten für eine solche Entschädigung steigen natürlicherweise in dem Maße, als wir unsere Überlegenheit, unseren Sieg vollständig machen, indem wir zu den militärischen Erfolgen den geldwirtschaftlichen Sieg fügen. Können wir das? Die neue englische Anleihe war als Kraftprobe gedacht; sie schließt, wobei nichts verkleinert werden soll, jedenfalls nicht so ab, daß sich die Hoffnungen jenseits des Kanals auch nur halbwegs erfüllt hätten. Das neue Geld deckt knapp den Bedarf von 5 bis 6 Monaten, die ersehnte Umwandlung der schwebenden kurzfristigen Schulden in eine langfristige Anleihe aber ist so gut wie völlig mißlungen. Und das, obwohl der englische Markt eine Schonzeit von mehr als 1½ Jahren genossen hatte! Dabei ist England, dessen Schwierigkeiten sich häufen (U-Bootkrieg, Ernährungssorgen, Beeinträchtigung der Einfuhr und der Ausfuhr), eine Hauptstütze der Entente, oder sollte sie doch sein. Daß die Stütze brüchig wird, ist um so beachtlicher, als das Zusammenraffen langfristiger Kapitalien im eigenen Lande der Bundesgenossen nachgerade auf bedrohliche Schwierigkeiten stößt. Zudem wachsen die Verschuldungen ans Ausland (Amerika übte von Anfang an eine zärtlich wohlwollende Neutralität, während es für uns nur Neutralität-„Ersatz“ hatte), und die Kriegsaufwendungen geldlicher Art sind ungefähr doppelt so hoch wie die unsrigen.

Demgemäß ergibt sich beim Abmessen der beiderseitigen Widerstandskraft ein mehrfaches Mißverhältnis zuungunsten der Feinde. Also wird der Sieg auf dem Gebiete der Finanzen unser sein, wenn die Einsicht in die eigene Kraft und die Erkenntnis der feindlichen Lage bei uns daheim jenen hochgemuten Offensivgeist wecken, den Hindenburg kündet: „Das deutsche Volk wird seine Feinde nicht nur mit den Waffen, sondern auch mit dem Gelde schlagen“. Und einmal muß da drüben die Erkenntnis aufdämmern, daß ein Weiterkämpfen nur die Opfer — und den deutschen Vorsprung steigert.



Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.
Generalvertreter für Ungarn: Direktor Josef Schuller, Budapest VI, Liszt Ferencz tér 3.